

Universität Bielefeld
Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft
Abteilung Psychologie

**Familienzentren und Kindertagesstätten im
längsschnittlichen Vergleich.
Ein Beitrag zur empirischen Implementations-
und Evaluationsforschung im Elementarbereich.**

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt von
Odette Selders
Dipl.-Päd.

Bielefeld, den 15.08.2014

Erstgutachter

Prof. Dr. Rainer Dollase

Universität Bielefeld

Zweitgutachter

Prof. Dr. Uwe Jopt

Universität Bielefeld

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Der lokale Rahmen: Die Entwicklung von Familienzentren in der Stadt X	8
2.1 Die Anfangsphase aus der Perspektive der teilnehmenden Einrichtungen in Stadt X betrachtet	8
2.2 Zieldominanz in der Anfangsphase	14
2.3 Aufgaben der wissenschaftlichen Begleitung in der Anfangsphase	17
2.4 Entwicklungsverlauf über die 2. Phase	18
2.5 Aktueller Stand der Entwicklung im Jahr 2014	19
3. Der Landesrahmen: Das Projekt „Familienzentrum Nordrhein-Westfalen“	21
4. Der wissenschaftliche Rahmen: Forschungsstand zur Entstehung und Entwicklung von Familienzentren	27
4.1 Die auslösenden Grundlagenberichte zur Entwicklung von Familienzentren	30
4.1.1 Peucker und Riedel (2004)	30
4.1.2 Diller (2005)	46
4.2 Neuere Untersuchungen	58
5. Fragestellung der Untersuchung	60
6. Methodisches Vorgehen	61
6.1 LeiterInnenfragebogen	62
6.2 ErzieherInnenfragebogen	64
6.3 Elternfragebogen	64
6.4 Visualisierung der Ergebnisse	65
6.5 Auswertungsprobleme bei praktisch relevanten Längsschnittstudien	66
7 Stichprobe	69
8 Darstellung der Ergebnisse	70
8.1 Ergebnisse der LeiterInnenbefragung	72
8.1.1 Anzahl der Kinder	74
8.1.2 Anzahl des Personals in den Einrichtungen	79
8.1.3 Stundenanzahl des Personals in den Einrichtungen	83

8.1.4 Unterbringungsdauer und Migrationshintergrund der Kinder in den Einrichtungen	87
8.1.5 Angebotsspektrum der Einrichtungen	88
8.1.6 Fazit LeiterInnenbefragung	99
8.2 Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung.....	101
8.2.1 Einstellungen zu Familienzentren	102
8.2.2 Berufszufriedenheit	108
8.2.3 Wichtigkeit von Angeboten.....	115
8.2.4 Fazit ErzieherInnenbefragung.....	117
8.3 Ergebnisse der Elternbefragung.....	120
8.3.1 Zufriedenheit mit der Einrichtung	120
8.3.2 Wichtigkeit von Angeboten.....	129
8.3.3 Fazit Elternbefragung.....	133
8.4 Zur statistischen Trennbarkeit der Einrichtungsarten.....	134
8.4.1 Diskriminanzanalysen zur Trennung von Versuchs- und Kontrollgruppe bei ErzieherInnen und Eltern	134
8.4.2 Multiple Regressionen der Variablen von ErzieherInnen und Eltern auf die Einrichtungsart	136
8.5 Ergänzende Auswertung: Besuch in einem Familienzentrum und Interview mit der Leiterin (Anfang 2007)	140
9. Diskussion und Zusammenfassung.....	143
10. Literaturverzeichnis	151
11. Abbildungsverzeichnis	155
12. Tabellenverzeichnis	158
Anhang	159

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist eine empirische Evaluation der Entwicklung von Familienzentren in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen (im Weiteren „Stadt X“ genannt). Ihr Ziel ist es, den Startprozess der Umwandlung normaler Kindertagesstätten zu Familienzentren empirisch zu untersuchen und den Prozess im Vergleich zu einer Kontrollgruppe herkömmlicher Kindertagesstätten nachzuzeichnen. Außerdem wurde eine längsschnittliche Untersuchung vorgenommen, indem sowohl die Familienzentren als auch die Kindertagesstätten ein zweites Mal zu einem späteren Zeitpunkt erforscht wurden.

Der Begriff *Familienzentren* wird in dieser Arbeit sowohl für die vom Land NRW offiziell zertifizierten Einrichtungen als auch für diejenigen Einrichtungen der Stadt X, die ihr Angebot erweitert haben und im Entwicklungsprozess zu einem offiziell zertifizierten Familienzentrum sind, verwendet. Davon zu unterscheiden sind *Kindertagesstätten*, die ihre herkömmliche Arbeitsweise beibehalten und keine Umwandlung zu einem Familienzentrum anstreben.

Die Arbeit reiht sich ein in eine Vielzahl von Schriften zur Evaluation bzw. Implementation von veränderter Praxis, veränderter Organisation und veränderter Aufgabenstellung für herkömmliche Kindertagesstätten. Damit ist der theoretische Ort dieser Arbeit eher die Evaluationsforschung, so wie sie in den 70er Jahren im Rahmen der Curriculumentwicklung (Scriven 1967; Bloom, Hastings & Madaus 1971) entstanden ist bzw. etwas später (Havelock 1976) im Zusammenhang mit der Innovationsforschung. Beide Gebiete – Evaluations- und Innovationsforschung – haben eine längere Tradition, wurden aber im Zuge der so genannten „neuen Steuerungsmodelle“ in den 90er Jahren wieder entdeckt.

Seit den Anfängen der Evaluationsforschung gilt der Transformations-, Implementations- und Evaluationsprozess als problematisch (Wittmann 1985). Innovationen und Reformen verlangen Anpassungsleistungen des Personals, das sich nicht immer ohne Widerstände neueren Überlegungen und neuen Verhaltensweisen anpassen möchte. Die erreichte Anpassung in einem Arbeitsfeld gibt dem Individuum Sicherheit und erlaubt es ihm, seine Kräfte ökonomisch,

effizient und weniger anstrengend einzusetzen. Innovationen stören diese entlastende Gewöhnung.

Die Evaluation in einem Modellversuch ist eine einfache logische Überlegung: man möchte wissen, ob die neuen Maßnahmen den gewünschten Effekt haben. Für Laien ist es manchmal verwunderlich, dass gute Ideen nach ihrer Umsetzung auch noch empirisch evaluiert werden müssen. Eine typische Argumentation ist dann: „das sind doch vernünftige Maßnahmen“ und diese vernünftigen Maßnahmen „werden so wirken, wie wir uns das vorgestellt haben“. Solange es eine praxisorientierte Forschung bzw. eine empirisch quantitative und qualitative erziehungswissenschaftliche Forschung gegeben hat, weiß man, dass diese einfache Annahme nicht stimmt. Das gedankliche Probehandeln, das bei dem Entwurf einer neuen Maßnahme Pate steht, kann sich über Defizite und unerwartete Probleme bei der Realisierung täuschen. Bestimmte mögliche Nebeneffekte werden nicht antizipiert bzw. es zeigen sich bei der Implementation völlig neuartige und unerwartete Effekte.

Bereits Spranger hat im Jahre 1965 von den unbeabsichtigten Nebenwirkungen einer pädagogischen Maßnahme gesprochen. Nur vermeintlich kann man auf der Grundlage empirisch quantitativer Forschung eine sichere Aussage über den Erfolg einer geplanten Maßnahme treffen. Die Gesamtaufklärung des praktischen Geschehens (und der Varianz) ist auf der Grundlage allgemeiner empirisch quantitativer Regelmäßigkeiten nie perfekt. Man muss bei Varianzaufklärungen um die 50% immer noch damit rechnen, dass im praktischen Alltag erstaunliche und nicht bedachte Effekte entstehen können.

Ein aktuelles Heft der Zeitschrift 'Psychologische Rundschau' aus dem Jahre 2014 beschäftigt sich mit dem Thema *Implementationsforschung*, wobei eine ziemliche Ähnlichkeit mit dieser Art von Forschung zur Evaluationsforschung, zur wissenschaftlichen Begleitung von Modellprojekten bzw. zur Innovationsforschung oder zum Veränderungsmanagement erkenntbar ist. Dass sich mehrere Disziplinen nun mit der Frage der Umsetzung von guten Ideen in die Praxis

beschäftigen, ist ein weiterer Beleg der Tatsache, dass dieser Forschung ein erhebliches Gewicht zukommt.

Petermann (vgl. 2014, S. 124) zitiert folgende Kriterien nach Grimshaw, Eccles, Thomas und MacLenman (2006): Akzeptanz der Innovation (Acceptability), deren Übernahme (Adoption), Angemessenheit (Appropriateness), Machbarkeit (Feasibility) und Wiedergabetreue (Fidelity), sowie Umsetzungskosten (Cost), Durchdringung (Penetration) und Nachhaltigkeit (Sustainability). Zur Überprüfung aller dieser Kriterien sind langfristige oder begleitende wissenschaftliche Untersuchungen notwendig, die in einer einzelnen Arbeit nicht möglich sind.

Beelmann und Karing (2014) verweisen auf das Risiko einer geringen Implementationsqualität, die die Wirksamkeit „derart massiv beeinflussen, dass selbst bereits geprüfte Verfahren gänzlich unwirksam werden“ (S. 131).

Hasselhorn, Köller, Maaz und Zimmer verweisen auf Rogers (2003), der als Einflussgrößen für die Übernahme einer Innovation den relativen Nutzen, die Kompatibilität der Maßnahme, die Komplexität, die Durchführbarkeit und Beobachtbarkeit als wahrgenommene Merkmale einer Innovation beschreibt; auch die Entscheidungsprozesse für die Innovation, ob sie optional, kollektiv oder autoritär durchgesetzt werden, seien entscheidend, ebenso wie das soziale System, die Kommunikationskanäle und die Werbeanstrengungen der für die Innovation Verantwortlichen (vgl. Hasselhorn et al. 2014, S. 146).

Zahlreiche Autoren betonen, dass es einer empirischen Forschung mit unterschiedlichen Methoden und unterschiedlichen Ansatzpunkten auf unterschiedlichen Ebenen bedarf, um die Implementation guter Ideen zu gewährleisten.

Für die hier vorgelegte Arbeit zur Evaluation der Familienzentren sind die folgenden Aussagen aus Hasselhorn et al. (2014, S.147) bezeichnend: „Ein wichtiger Typus von Implementationsforschung ist die Praxisbegleitforschung, die bisher meist in Form von Modellprojekten realisiert wurde. Hierbei werden innovative Konzepte im überschaubaren Rahmen implementiert und im Rah-

men einer wissenschaftlichen Begleitung einer formativen Evaluation unterzogen. Von den hierbei beobachteten Prozessen lassen sich viele wichtige Erkenntnisse über die Potenziale einer Innovation gewinnen.“ Schwachpunkte seien, dass die Akteure in Modellprojekten nicht repräsentativ sind und dass bei der wissenschaftlichen Begleitforschung wichtige Impulse an das beteiligte Personal gelangen, es also gecoacht wird, was die weitere Verbreitung auf andere Einrichtungen, deren Personal dann diese wissenschaftliche Begleitung nicht erfahren hat, möglicherweise erschwert.

Herausgehoben wird die wissenschaftliche Begleitung in dem hier zu berichtenden Projekt aber durch die Existenz einer Vergleichsgruppe bzw. Kontrollgruppe. Zur Folgerung aus den Kriterien der Implementationsforschung gehört aber auch, dass man die begleitenden Prozesse ausführlich dokumentiert, damit die Übertragbarkeit auf bislang unbetroffene Einrichtungen und Personen besser gelingen kann.

Für eine sanfte Veränderung der Praxis, die schroffe Umorientierungen vermeidet, wird vermutet, dass die Anfänge der Veränderung entscheidend sind: Wird die Praxis überfallartig mit undurchdachten Innovationen konfrontiert, zeigt sich leicht „Reaktanz“ (vgl. Wicklund 1974), d.h. eine Art „Trotz“ gegen die Einnengung zukünftiger Verhaltensspielräume. In diesem Anfangsprozess ist die Qualität der Argumentation ein entscheidender, wenn gleich nicht der einzige, Faktor für die rasche Verbreitung einer Innovation. Der argumentativ gut vorbereitete Innovationsprozess als solcher muss von vielen in der Praxis Tätigen, d.h. hier in den Familienzentren tätigen Personen, getragen werden, sollen „innere Kündigungen“, Resignationen und Widerstände vermieden werden.

Immer dann, wenn ein Modellprojekt installiert wird, gibt es zunächst eine Modell-Euphorie, dazu meist Menschen, die dem Modell positiv gegenüber stehen und sich auch zur Teilnahme entscheiden. Es passiert in der Praxis eher selten, dass Modellprojekte denen aufgezwungen werden, die daran kein Interesse haben. Der Modellinitiator versucht motivierte Menschen zu gewinnen, die das Modell zum Erfolg machen. Meist wundert es auch nicht, wenn eine be-

gleitende Evaluation am Ende der Modellzeit zu einem positiven Ergebnis kommt.

Man weiß schon etwas länger, dass auch positiv evaluierte Modelle eine fatale Eigenschaft haben: Sie lassen sich nicht ohne weiteres verallgemeinern, d.h. als Regelfall implementieren. Zum Beispiel deshalb, weil das Personal außerhalb des Modells nicht so motiviert wie das Modellpersonal ist. Der normale Fall ist also, dass es eine positive Evaluation eines Modells geben kann, was nachher in der Fläche oder bei Verallgemeinerungen keinesfalls dieselben positiven Ergebnisse erzeugt. Die Übertragbarkeit von Modellen auf Realität ist also nicht automatisch gegeben (vgl. Wilson, Lipsey & Derzon 2003).

Man hat diesen Effekt *Hawthorne-Effekt*, nach einer bekannten amerikanischen Untersuchung aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, genannt. Das typische der damaligen Untersuchung war eine Vielzahl von Verbesserungsmaßnahmen in einer Firma. Es wurden sowohl die objektiven Arbeitsbedingungen verändert, z.B. ein besserer Arbeitsablauf, eine bessere Beleuchtung, aber auch die Mitbestimmung, die Zusammenarbeit untereinander und mit den Managern. Diese Serie von Verbesserungsmaßnahmen hat paradoxerweise dazu geführt, dass man bei Rückkehr zu schlechteren Arbeitsbedingungen dennoch eine höhere Produktivität erreicht hat. Warum? Man vermutete, dass der Modellstatus entscheidend war. Es zeigte sich, dass sich die ArbeiterInnen wegen des jahrelangen Status als Modelleinrichtung daran gewöhnt hatten und diese Aufmerksamkeit für ihre Arbeit und ihre Arbeitsbedingungen offenbar zunehmend positiv bewertet haben, sodass die Produktivität auch bei Rückkehr zu schlechteren Arbeitsbedingungen gehalten werden konnte. Diese von Roethlisberger und Dickinson (1943) u.a. beschriebenen Effekte des Hawthorne-Experimentes (vgl. auch Blum & Naylor 1968) zeigen, dass Menschen mit dem sogenannten Human Relations Ansatz zu mehr Leistung zu bringen sind. Die Human Relations, also die Beziehungen zu Vorgesetzten und dem Forschungspersonal, scheinen eine motivierende Wirkung gehabt zu haben.

Man hat daraus geschlossen, dass die rein objektiven Verbesserungen der Arbeitsbedingungen im Vergleich zu sozial-emotionalen Veränderungen keinen

so eindeutigen Effekt haben. Man muss das ganze System, die Beziehungen der Menschen zueinander, die Rolle und die Einstellungen der Angestellten berücksichtigen, um die Produktivität zu verbessern. Das Experiment diente im 20. Jahrhundert auch als Beleg dafür, dass der Taylorismus (eine strikte Arbeitsvorschrift ohne Berücksichtigung der zwischenmenschlichen Beziehungen, ähnlich dem aktuellen Qualitätsmanagement) dem Human Relations Ansatz (Berücksichtigung der interpersonellen Beziehungen und der psychologischen Notwendigkeiten von Angestellten) unterlegen ist.

Die Hawthorne Studien werden also einerseits wegen des Modelleffektes – durch die permanente Betreuung während eines langjährigen Experimentes wird ein besonderer Status erreicht – als Beleg für a) die motivierende Bedeutung einer Modellzugehörigkeit und b) als Beleg für die Sozialpsychologie der Produktionssteigerung genommen.

Was bedeutet dieser Hawthorne Effekt für die Evaluation der Familienzentren? Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass in der Anfangsphase der Familienzentren durch die Tatsache der Novität, die ständige Betreuung, die wissenschaftliche Evaluation, den besonderen Status und durch die mediale Aufmerksamkeit so etwas wie eine positive Anfangsmotivation erreicht wird.

Es ist weiterhin anzunehmen, dass dann, wenn diese zusätzlichen sozialen Beziehungs- und Unterstützungsmaßnahmen des Modellversuches wegfallen, also nach dem Wegfall des Sonderstatus, die Effekte ebenfalls verschwinden bzw. schwächer werden. Konkret für die gegenwärtige Untersuchung zur Evaluation der Familienzentren ergibt sich also die Erwartung, dass die Endmessung im Jahre 2008 die Effekte nicht so deutlich wiedergibt, wie bei der Anfangsmessung, als der Versuch mit den Familienzentren noch relativ neu war.

Die Studien zum Hawthorne Effekt von Roethlisberger und Dickinson (1943) liegen weit zurück und man kann nicht ausschließen, dass bestimmte Zeiteffekte, etwa bei der getrennten Teambildung nach Geschlecht, gewisse Effekte auf die Ergebnisse gehabt haben. So hätte es z.B. sein können, dass wegen der unterschiedlichen Rollenbilder von Männern und Frauen der Supervisions-

und Modelleffekt bei Frauen eine stärkere Wirkung hatte als bei Männern. Diese Erklärungen favorisieren z.B. Blum und Naylor (1968). Auf der anderen Seite haben sich Modellnachteile in der aktuellen Bildungspolitik immer wieder mal nachweisen lassen. So konnte etwa auch bei der Prävention von Gewalt an Schulen dieser Modelleffekt bei kurzzeitigen Programmeinsätzen belegt werden (vgl. Dollase 2010). In den qualitativen Befragungen zur Evaluation konnte allerdings auch schon registriert werden, dass die Meinung, dass das Familienzentrum zu Anfang einen positiven Effekt hat, aber mit der Zeit an Aktualität einbüßt, Alltag wird und deswegen nicht mehr so positive Effekte hat, von einigen ErzieherInnen und LeiterInnen geäußert wurde.

Aus diesem Grund konzentriert sich die vorliegende Arbeit auf die Anfangsphase der Entwicklung von Kindertagesstätten zu Familienzentren und deren Konsolidierung in den ersten Jahren, jeweils im Vergleich zu regulären Kindertagesstätten. Sie zeichnet zunächst den Prozess des Beginns in der untersuchten Stadt nach, stellt anschließend den theoretischen und politischen Vorlauf der Entwicklung zu Familienzentren seit 2004 dar und berichtet dann über eine empirische Vergleichsuntersuchung, die an 12 Kindertagesstätten, die sich zu Familienzentren entwickeln (Versuchsgruppe) und 19 Einrichtungen, die noch einen herkömmlichen Betrieb einer typischen Kindertagesstätte aufrechterhalten (Kontrollgruppe), durchgeführt wird. Daran schließt sich eine weitere Untersuchung ca. 1,5 Jahre nach Beginn mit den gleichen Einrichtungen an (nur noch 30 Einrichtungen, da eine Kindertagesstätte aufgelöst wurde), wodurch diese Untersuchung als Panelstudie klassifiziert werden kann.

Die Arbeit schließt mit einer Reflexion bzw. Diskussion der Faktoren ab, die zu den Evaluationsergebnissen geführt haben, um damit auch einen Beitrag für die erfolgreiche Implementation von Innovationen zu leisten. Dies kann als eine typisch pädagogische Fragestellung gelten, die empirisch zu beantworten ist.

2. Der lokale Rahmen: Die Entwicklung von Familienzentren in der Stadt X

Die Entwicklung zu Familienzentren ist durch das Ministerium für Generationen, Gesundheit, Familie und Integration (seit 2010 Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport) des Landes Nordrhein-Westfalen im Jahre 2006 angestoßen worden. Anfang 2006 wurde der Landeswettbewerb „Familienzentren NRW“ ausgeschrieben. Aus jedem Kreis sollte eine Kindertagesstätte ausgewählt werden, die modellartig die Entwicklung zum Familienzentrum vollziehen sollte. Diese Kindertagesstätten wurden, wenn sie die Landeskriterien für ein Familienzentrum erreicht hatten, zertifiziert (d.h. sie bekamen ein Gütesiegel), ehe in einer weiteren Runde weitere Einrichtungen in den Kreis, der sich zu Familienzentren entwickelnden Kindertagesstätten, aufgenommen wurden.

Die Bestimmung der anfänglich einer Einrichtung pro Kreis setzte allerdings einen Wettbewerb der Kindertagesstätten in einem Kreis voraus. In der hier untersuchten Stadt haben sich insgesamt 12 Einrichtungen beworben, von denen dann eine in der ersten Runde ausgewählt wurde.

2.1 Die Anfangsphase aus der Perspektive der teilnehmenden Einrichtungen in Stadt X betrachtet

Die folgenden Ausführungen, die bewusst an den Anfang gestellt wurden, um den faktischen Ablauf des Innovationsprozesses nachzubilden, basieren auf ausgeteilten Materialien der untersuchten Stadt und können wegen der leichten Identifizierbarkeit nicht bildlich präsentiert bzw. nicht zitiert werden. Dieses Vorgehen ist zur Wahrung der Anonymität der untersuchten Stadt erforderlich.

Für die Stadt X stellte sich nun die Frage, ob man den anderen Kindertagesstätten, die sich beworben hatten, eine Absage erteilen sollte, oder ob man sie in einen „erweiterten Kreis“ der Einrichtungen, die sich von sofort an zu den Familienzentren entwickeln konnten, aufnehmen sollte. Die Stadt X entschied

sich für eine Aufnahme aller Einrichtungen, die sich beworben hatten, und sorgte somit schon im Ansatz dafür, dass es keine Konkurrenz zwischen der einen ausgewählten Einrichtung und den übrigen, die sich ebenfalls beworben hatten, gab. Ein Umstand, der zum Erfolg des Unternehmens beigetragen haben könnte.

Im ersten Halbjahr 2006 teilte das Land dann seine Entscheidung mit. Die Stadt nahm die Antragsteller alle in einen engeren Entwicklungskreis und versorgte sie auch mit den entsprechenden finanziellen Mitteln. Der Entwicklungsprozess begann mit einer Auftaktveranstaltung (März 2006), in der die Richtlinien der weiteren Entwicklung den betreffenden Einrichtungen mitgeteilt wurden, außerdem wurden aus dem ganzen Bundesgebiet einzelne Modelle von Kindertagesstätten vorgestellt, die die Kriterien der Familienzentren bereits erreicht hatten. So konnte sich das anwesende Personal ein überzeugendes Bild davon machen, wie die Entwicklung zu Familienzentren möglich ist. Unter anderem wurden die Modelle „Blauer Elefant“ aus Essen, „Mohnheim für Kinder“ und ein Modell aus Nürnberg vorgestellt. Zugleich gaben Offizielle, ein Ministerialbeamter und einer mit der Initiative in Nordrhein-Westfalen betrauter Wissenschaftler, Auskünfte über die Intentionen des Entwicklungsversuchs.

Für die untersuchte Stadt nahm eine Einrichtung mit einem katholischen Träger, drei mit einem evangelischen Träger, zwei städtische Einrichtungen, eine Einrichtung eines privaten Trägervereins, vier Einrichtungen der AWO und eine Einrichtung, die vom Land NRW ausgewählt wurde, teil.

Aus der Auftaktveranstaltung, den Landesrichtlinien und den Modellen ergaben sich folgende Zielsetzungen: Die Tageseinrichtungen sollen sich zu einem wohnortnahem, offenem und niedrighschwelligem Haus für Familien entwickeln. Sie sollen den Familien Kontakt- und Gesprächsmöglichkeiten bieten, Unterstützung in allen Alltagsfragen der Erziehung gewähren, die Stärkung der Bildungskompetenz von Kindern und Eltern fördern, die Erziehungskompetenz der Eltern und Erziehungsberechtigten verbessern, Hilfen für die Vereinbarkeit von

Familie und Beruf geben, damit eine Verbesserung der Lebensqualität mit Kindern erreichen und eine Einbindung ehrenamtlicher Helfer organisieren.

Dabei mussten folgende der vier damaligen Landesrichtlinien auf jeden Fall berücksichtigt werden:

1. Die Familienzentren sollen Zentren für vorschulische Sprachförderung mit konkreten Angeboten sein.
2. Es sollen Kooperationen mit den örtlichen Familienhilfen, dem allgemeinen Sozialdienst und den Beratungsstellen stattfinden.
3. Die Familienzentren sollen ein Vermittlungszentrum für Tagesmütter und Tagesväter sein.
4. Die Familienzentren sollen sich in ihrem Angebot an die Bedingungen des Sozialraumes anpassen.

Das letzte Kriterium ist darum so wesentlich, weil die Sozialräume sehr unterschiedliche Anforderungen stellen, die auf unterschiedliche Defizite zurück zu führen sind. So gab es etwa eine Kindertagesstätte, die direkt in einem durch Armut und Arbeitslosigkeit außerordentlich belasteten Umfeld gelegen war und die z.B. eine Schuldnerberatung angeboten hatte, weil dies den Bewohnern des Sozialraumes bedeutsam helfen konnte. Ein solches Kriterium kann in allgemeinen Landesrichtlinien nicht zielgenau vorgeschrieben werden, weshalb es besser ist, dass vor Ort solche Entscheidungen für ungewöhnliche Hilfsmaßnahmen getroffen werden. Die Freiheit, vor Ort den Spielraum der allgemeinen Landeskriterien auch mit unerwarteten Angeboten zu nutzen, erwies sich somit als sinnvoll und führte zu augenscheinlich vernünftigen Hilfsangeboten vor Ort.

Das Jugendamt der Stadt X füllte den Freiraum der Landesvorgaben ebenfalls und teilte den Einrichtungen mit, was dem Jugendamt „wichtig“ war. Und zwar die Betreuung von Kindern unter 3 Jahren, die Erprobung von Schulungen für Familien mit Migrationshintergrund, frühere und bessere Erreichbarkeit von Familien für die Verbesserung der sozialpädagogischen Versorgung, Vorsorgeuntersuchungen, Frühdiagnostik, Frühförderung etc. und die Stärkung der Bildungskompetenz von Kindern und Eltern. Die Stadt X wollte in diesem ersten

Entwicklungsversuch zeigen, dass sie familienfreundliche Angebote macht und sie wollte ein „Know-how“ entwickeln für die Organisation der Weiterentwicklung der Kindertagesstätten zu Familienzentren. Das Ganze sollte ein Lernprozess für alle Beteiligten sein und das bürgerschaftliche Engagement stärken.

Das Land Nordrhein-Westfalen hatte eine globale wissenschaftliche Begleitung des Entwicklungsversuches organisiert (das Institut PädQUIS in Münster), die Stadt X hatte eine eigene wissenschaftliche Begleitung (Leitung: Prof. Dr. Rainer Dollase, Universität Bielefeld) beauftragt, ebenso besondere, vom Landesschnitt abweichende Angebote vorgesehen (z.B. bestimmte Programme) und eine Beratung der Einrichtungen auf Wunsch angeboten.

Das Bündel der unterschiedlichen Zielsetzungen wurde in einer Graphik deutlich gemacht. Als Basis gilt die ganz normale Kindertagesstättenarbeit, die ein integriertes Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsangebot für Kinder von 2 bis 6 Jahren vorhält, eine besondere Sprachförderung anbietet und erweiterte Öffnungszeiten bzw. die Vermittlung von Tagesmüttern und Tagesvätern im Programm hat. Die Betreuung von behinderten oder hochbegabten Kindern, die Frühförderung etc. gehören ebenfalls zu dieser Arbeit. Sodann können niedrigschwellige Angebote wie Eltern-Kind-Treffen, ein Eltern-Café und eine Opstapje-HIPPY-Gruppe angeboten werden (Opstapje und HIPPY sind Integrationsprogramme), sowie eine Vermittlung von Tagesmüttern oder -vätern für die Betreuung von Kindern unter 2 Jahren.

Im Familienzentrum sollen zusätzlich auch Beratungsdienste angeboten und Fortbildungen organisiert werden. Diese haben das Ziel, die Elternrolle zu stärken, etwa durch Elternschulungen, durch die Einbindung von Erziehungsberatungsstellen und allgemeinem Sozialdienst stundenweise, durch Ehrenamtliche als Unterstützer für besondere Projekte und es soll eine eventuelle Öffnung für den Stadtteil geben, etwa über Sprachkurse oder auch Gymnastikkurse oder Ähnliches.

Nach diesem Überblick über die lokalen Zielsetzungen und vorgeschlagenen Möglichkeiten des Jugendamtes, machten sich die Einrichtungen an die Umsetzung. Hierbei wurde darauf Wert gelegt, dass jede einzelne Einrichtung ein bedarfsgerechtes, an ihren Familien orientiertes Angebot unter besonderer Berücksichtigung ihrer eigenen Ressourcen entwickelt. Alle 2 Monate gab es für diese Entwicklung ein Treffen der LeiterInnen aller 12 Einrichtungen (die auch aktuell, August 2014, noch fortgesetzt werden). Die Treffen bestanden aus Input, also Fachvorträgen, Reflexion und Austausch. Zusätzlich gab es Kooperationen zu Workshops zusammen mit den Beratungsdiensten und den Kindertagesstätten, in denen spezifisch über Möglichkeiten und Ressourcen geredet wurde, d.h. wo Fragen beantwortet wurden wie „Wer braucht was?“.

Außerdem gab es eine wissenschaftliche Begleitung, einen zusätzlichen Qualifizierungskurs zum Thema „Familienzentren managen“ und ein Informationsgremium einmal pro Halbjahr, an dem alle Beteiligten, z.B. Träger und Elternvertreter, teilnehmen konnten. Eine regelmäßige Beratung, telefonisch oder auch persönlich, ist ebenso ständig angeboten worden. Die Einrichtungen sollten sich des Weiteren um die Teamentwicklung kümmern, um die Entwicklung eines Netzwerkes mit den Beratungsdiensten und erste Verabredungen treffen. Die Vereinbarungen sollten aber verbindlich sein. Die aktiven Einrichtungen sollten zunächst Erfahrungen sammeln und sich an der Überprüfung der Wirksamkeit selbst und durch die wissenschaftliche Begleitung beteiligen.

Die Stadt X setzte sich darüber hinaus für die Förderung besonderer Angebote, wie weiter oben erläutert, ein. Zwei bis drei Einrichtungen sollten eine zusätzliche Sprachförderung über Programme bekommen, die insbesondere eine Unterstützung der Dreijährigen durch Spiel-, Erzähl- und Vorleseopas/-omas beinhaltet. Außerdem sollte durch die Implementation eines Computerprogramms („Schlaumäuse“) die mathematische Grundbildung verbessert werden. Die Elternbildung für Migranteltern sollten durch die Programme HIPPI (ein israelisches Programm) und Opstapje (ein niederländisches Programm) gefördert werden.

Drei bis vier Einrichtungen sollten Spielgruppen für 1,5-3jährige einrichten, drei bis vier weitere Einrichtungen sollten sich mit der Familienbildung beschäftigen, z.B. Elternschulungen, etwa die MentorInnenausbildung, „Starke Eltern – Starke Kinder“.

Je nach Sozialraumbedarf konnten alle Kindertagesstätten, die an dem Entwicklungsversuch teilnahmen, Serviceangebote für Familien einsetzen, etwa Tagespflegevermittlung, Familienberatung, Familienhilfe, Sprachförderung und Elternbildung. Diese mussten allerdings selbst durch die Einrichtungen organisiert werden – das zusätzliche Angebot zur Sprachförderung, U3-Betreuung und Familienbildung wurde allerdings vom Jugendamt gefördert. Alle 12 Einrichtungen hatten die Möglichkeit, an der wissenschaftlichen Begleitung und an den Fachvorträgen teilzunehmen. Alle 12 Einrichtungen waren Teilnehmer der Projektgruppe und konnten an Fortbildungen und Austauschgremien teilnehmen.

Die nächsten Schritte waren im Jahre 2006 zahlreiche Workshops, unter anderem auch eine Qualifizierung als ManagerIn für Familienzentren, eine Verknüpfung mit zahlreichen Beratungsdiensten und interessierten Initiativen, die ihre Kooperation angeboten hatten, sowie die Teilnahme an der wissenschaftlichen Begleitung. Dem Jugendamt der Stadt war darüber hinaus wichtig, dass es eine regelmäßige Reflexion des Erreichten gibt, dass bewährte Strukturen ausgebaut werden, dass Fehler erlaubt sind (mit dem Spruch: „Umwege und Sackgassen erhöhen die Ortskenntnis bzw. sind wichtige Erfahrungen zur Findung des richtigen Weges“ sollte die Angst genommen werden). Außerdem signalisierte das Jugendamt der Stadt „einen Spaß am gemeinsamen Lernprozess“. Neben der wissenschaftlichen Begleitung sind insgesamt 5 Personen als Ansprechpartner der Stadt für die Entwicklung zu Familienzentren angeboten worden.

Die Pilotphase des Projektes sollte im Sommer 2009 enden, wurde dann aber als normaler Ausbauprozess fortgeführt. Die Finanzierung für so viele Einrichtungen (die eine ausgewählte Einrichtung wurde durch das Land finanziert) ge-

schah durch die Stadt X, durch eine Stiftung, durch Sponsoren, aber auch durch Eigenanteile der Kindertagesstätten und das Land.

Die Schilderung bis hierhin sollte direkt in den Prozess einführen, sowie er sich den LeiterInnen bzw. ErzieherInnen in den betroffenen Einrichtungen bot. Der erste Schritt war die Ausschreibung des Landes, d.h. die Einrichtungen mussten ein Bewerbungsschreiben verfassen. In diesem stand, was sie alles schon geleistet haben, inwiefern sie auf dem Weg zum Familienzentrum seien und was sie zukünftig zu leisten beabsichtigen. Die Einrichtungen entwickelten sich unter den Zielkriterien des Landes, genauso wie unter den Wünschen des Jugendamtes der Stadt, aber natürlich auch unter den Erwartungen ihrer jeweiligen Träger.

2.2 Zieldominanz in der Anfangsphase

Die Schilderung der Auftaktveranstaltung und der weiteren Ausführungen in der Anfangsphase hat bereits deutlich gemacht, dass es in erster Linie eine zielorientierte Auftaktveranstaltung war, in der fast nur die Zielsetzungen, die Berücksichtigung der Landesrichtlinien, die Sonderziele des Jugendamtes der veranstaltenden Stadt und die Bereitstellung der Mittel bzw. Hilfen im Vordergrund standen. Diese Zieldominanz, die im weitesten Sinne auf so genannte „neue Steuerungsmodelle“ (z.B. KGST Bericht 5/1993), d.h. kybernetische Regelkreise zurückgeht, lässt sich auch noch auf zwei weitere Inputs des begleitenden Jugendamtes ausdehnen. Zum einen handelt es sich um die (a) Konkretisierung von Fragestellungen für die wissenschaftliche Begleitung und Evaluation, und zum anderen um (b) Fragestellungen einer ersten Zusammenkunft der beteiligten Tageseinrichtungen für Kinder.

a) Konkretisierung von Fragestellungen für die wissenschaftliche Begleitung und Evaluation der Familienzentren

Es wurde ein Raster vorgelegt, das der Reihe nach folgende Spalten vorsah:

Zielbereiche, eventuelle Voraussetzungen, nächste Arbeitsschritte, Entwicklung von Kriterien für die Zielerreichung, Fragen (Was waren förderliche Bedingungen?, Was waren einschränkende Bedingungen?), Schlussfolgerung, Revidierung der Ziele, neue Zielsetzung, Ausblick. Es ist unschwer zu erkennen, dass es sich bei diesen Spalten um einen TOT-Zirkel (Test-Operate-Test) bzw. um einen kybernetischen Regelkreis handelt. Durch Fragen nach förderlichen und einschränkenden Bedingungen wird eine Optimierung des Prozesses angestrebt, eventuell auch eine Revidierung der Ziele.

Die vorgegebenen Ziele sind wie folgt formuliert worden (ein Mix, basierend aus Landesvorgaben und kommunalen Vorgaben):

1. Bedarfsgerechtere, flexiblere Angebotsformen und Öffnungszeiten zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf
2. Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern
3. Eigeninitiative der Eltern, Elternengagement führt zu zusätzlichen Angeboten
4. Neue Angebote für Kinder, Stärkung der Bildungskompetenzen
5. Neue Beratungsangebote für Eltern und Kinder durch Vernetzungsprojekte
6. Neue Angebote durch die verstärkte Einbindung von Ehrenamtlichen
7. Qualifizierung und Erweiterung des beruflichen Rollenverständnisses bei den LeiterInnen und ErzieherInnen

b) Fragstellungen einer ersten Zusammenkunft der beteiligten Tageseinrichtungen für Kinder

Bei der Veranstaltung mit den LeiterInnen der betroffenen Einrichtungen, wurde zunächst ein „Worldcafé“ veranstaltet, d.h. je Tisch wurden spezifische Fragen gestellt. Die erste Frage lautete „Welche Bedeutung sollte ein Kinder- und Familienzentrum für den Sozialraum bzw. für die dort lebenden Menschen haben?“, die zweite Frage „Kindheit – Elternrolle im Wandel, welchen Unterstützungsbedarf haben Eltern heute?“ und drittens „Welche Möglichkeiten bietet der Kooperationsworkshop (mit Familiendiensten, Frühförderung etc. und EinrichtungsleiterInnen) für den weiteren Prozess?“. Die personale Besetzung

eines Tisches rotierte dann – eine Art „Stations-Brainstorming“. Allein die zweite Frage zielt auf Begründungen ab und erbrachte im Wesentlichen Antworten, die mit der Erziehungssicherheit oder -unsicherheit der Eltern und auch mit der Überwindung der Verinselung von Eltern zusammenhängt. Es war auch die einzige Frage, die eine nennenswerte Anzahl von Antworten und Stichworten ergab. Das Worldcafé hat im Kontext der Startphase die Funktion, die LeiterInnen mit den Zielsetzungen des gesamten Versuchs in Einklang zu bringen.

In einer weiteren Runde wurden die teilnehmenden Einrichtungen aufgefordert, die folgende Frage zu beantworten: „Welche Angebote/Projekte möchten sie zukünftig in ihrem Kinder- und Familienzentrum installieren oder weiter ausbauen?“ Jede der Einrichtungen hat dann mehrere Projekte (ca. 3) genannt, von der Spielgruppe für Zwei- bis Dreijährige, Öffnungszeiten auf den Bedarf abgestimmt bis hin zum Einsatz ganz spezifischer Programme (z.B. Opstapje) oder Elterncafés organisieren etc. In einer weiteren Runde wurde das „nächste“ Ziel noch einmal für jede Einrichtung aus den gemachten Vorschlägen hervorgehoben. Mit dieser Konzentration auf die nächsten Schritte, wird die Zielorientierung in dem gesamten Versuch noch einmal deutlich gemacht.

In der Startphase ist in gewisser Weise eine „Polytelie“, d.h. eine Vielgestaltigkeit der Zielsetzungen, erkennbar. Das von der Landesregierung beauftragte Institut hatte ohnehin angekündigt, dass sie einen ausführlichen Zielkatalog entwerfen würden, der sich allerdings mit den Landesrichtlinien nicht hundertprozentig deckte, sondern eine deutliche Erweiterung und Konkretisierung in vielen Bereichen darstellte. Dadurch kam eine neuerliche Zielvielfalt ins Blickfeld der teilnehmenden Einrichtungen.

2.3 Aufgaben der wissenschaftlichen Begleitung in der Anfangsphase

Die wissenschaftliche Begleitung wurde in der Startphase häufiger angefragt, um Impulsreferate zu halten, die ein wenig der durchgängigen Zielorientierung widersprachen. Neben einer Erklärung der wissenschaftlichen Begleitung ging es unter anderem darum, die Evaluation im Rahmen kybernetischer Regelkreise zu erklären und vor allen Dingen die Bereitschaft zu wecken, auch Ziele oder Maßnahmen zu verwerfen, wenn sie sich nicht bewähren. Außerdem wurden psychische Folgeprobleme der Reform angesprochen und bewusst gemacht, unter anderem die mögliche Gruppenauseinandersetzung zwischen Reformern und Ablehnern in der Entwicklung zu Familienzentren, die Möglichkeit von Konflikten innerhalb der Einrichtung, weil z.B. nicht alle gleich begeistert von den neuen Zielsetzungen sind. Es wurde überlegt, was man mit denjenigen, die dagegen sind, anstellen könne ohne ihnen ihre Meinung ausreden zu wollen. Darüber hinaus wurden die in Aussicht genommenen Programme kritisch beäugt und vor allen Dingen darauf hingewiesen, dass es um eine persönliche Veränderung geht und dass es keine „erzieherInnensichere“ Programme geben kann. Es wurde über Bildung im Vorschulalter ebenso geredet wie über Integrationsfragen bzw. positive soziale Interaktion. Die Inhalte der Impulsreferate der wissenschaftlichen Begleitung hatten eher harmonisierenden Charakter und waren darauf angelegt, Friktionen und Brüche im Umwandlungsprozess zu beschwichtigen. Das geschah aufgrund der Vermutung, dass Reformprozesse die betroffenen Praktiker auch überrollen können und auf diese Art und Weise vielfältige und zahllose Proteste bzw. innere Kündigungen nach sich ziehen könnten. Angst sollte vermieden werden und außerdem sollten sinnvolle Begründungen für die neuen Zielsetzungen geliefert werden, wobei diese insbesondere aus der demographischen Entwicklung bezogen wurden.

2.4 Entwicklungsverlauf über die 2. Phase

Nach der 1. Phase des Projekts startete die 2. Phase zum Kindergartenjahr 2007/08. Zusätzlich zu den 250 Pilot-Einrichtungen der 1. Phase wollte das Land NRW zur 2. Phase weitere 750 Kindertagesstätten zu Familienzentren umwandeln. Auch hierfür mussten sich diejenigen Einrichtungen, die sich zu einem Familienzentrum entwickeln wollten, bewerben. In Stadt X haben sich insgesamt 13 Einrichtungen beworben, davon 10 Einrichtungen bzw. Einrichtungsverbünde, die bereits in der 1. Phase vertreten waren, 3 Einrichtungen, die sich in der 1. Phase noch nicht beworben hatten. Mit der Pilot-Einrichtung zusammen gab es also in der 2. Phase 14 Einrichtungen, die sich alleine oder im Verbund zu einem Familienzentrum entwickeln wollten. Von den Bewerbungen wurden 3 dem Land NRW von der Stadt X für die Umwandlung zu Familienzentren in der 2. Phase vorgeschlagen. Ähnlich wie in der 1. Phase wurden alle Bewerber der 2. Phase von Stadt X oder durch weitere Quellen finanziert.

Von den 12 Einrichtungen der 1. Phase gab es zur 2. Phase also eine Steigerung um 2 Einrichtungen: die Pilot-Einrichtung des Landes, 9 einzelne Einrichtungen und zwei Verbünde aus je 2 Einrichtungen. Über die nicht erneute Bewerbung von einer Einrichtungen aus der 1. Phase kann nur spekuliert werden: Die Einrichtungen verpflichten sich mit der Teilnahme am Projekt die erforderlichen Gütesiegelkriterien zu erfüllen, evtl. ist das für diese Einrichtung einfach nicht oder nicht auf Dauer zu leisten. Außerdem war die Finanzierung erstmal nur mittelfristig auf 4 Jahre gesichert in Aussicht gestellt. Vielleicht wollte die Einrichtung nicht ein erweitertes Angebot aufbauen, das sie dann plötzlich komplett alleine finanzieren oder wieder zurückfahren müsste.

Die Beweggründe für oder gegen die Entwicklung einer Kindertagesstätte zu einem Familienzentrum waren auch nicht Teil dieser vorrangig quantitativ angelegten Studie. Eine Untersuchung mit qualitativem Schwerpunkt, die z.B. mit Interviews von LeiterInnen und ErzieherInnen arbeitet, wäre hierzu sicher geeigneter.

2.5 Aktueller Stand der Entwicklung im Jahr 2014

Wie den Seiten des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport zu entnehmen ist (vgl. MFKJKS 2014a) gibt es im Kindergartenjahr 2013/14 1.923 zertifizierte Familienzentren oder Familienzentrumsverbände in NRW. Ein massiver Anstieg, wenn man bedenkt, dass mit 261 Pilot-Einrichtungen angefangen wurde. Der flächendeckende Ausbau startete mit der 2. Phase und seit dem Kindergartenjahr 2008/09 wurden knapp 2.000 Einrichtungen jährlich mit 12.000 € vom Land NRW gefördert. Seit dem Kindergartenjahr 2011/12 wurde dieser Betrag auf 13.000 €, für Einrichtungen in sozialen Brennpunkten auf 14.000 €, pro Jahr erhöht.

Am Vorgehen und den übrigen Bedingungen hat sich wenig geändert:

In die Auswahl der neuen Familienzentren sind die Kommunen einbezogen, weil vor allem die Jugendämter die sozialen Begebenheiten vor Ort gut kennen und dieses Wissen für den weiteren Ausbau der Familienzentren in der Fläche unverzichtbar ist. Die Jugendämter sind gehalten, bei ihrer Auswahl sowohl die Trägervielfalt vor Ort, als auch eine angemessene regionale Verteilung sicherzustellen.

Die angehenden Familienzentren haben 12 Monate Zeit, um die Leistungen und Strukturen eines Familienzentrums aufzubauen, damit sie den Kriterien des Gütesiegels "Familienzentrum NRW" entsprechen. Innerhalb dieses einen Jahres muss sich das Familienzentrum zertifizieren lassen. Nach erfolgreicher Zertifizierung erhält die Einrichtung das Gütesiegel "Familienzentrum NRW" für den Zeitraum von vier Jahren. (ebd.)

In Stadt X sind im Kindergartenjahr 2013/14 8 offiziell zertifizierte Familienzentren gelistet, darunter 2 Verbände aus je 2 Einrichtungen, so dass insgesamt 10 Einrichtungen involviert sind.

Fazit: Abgesehen von einigen Informationsbausteinen der Impulsreferate der wissenschaftlichen Begleitung, ist der gesamte Entwicklungsprozess durch eine Adaptation der sogenannten neuen Steuerungsmodelle gekennzeichnet. Zielorientiertes Handeln, Überprüfung, ob man die Ziele erreicht hat, neu Handeln nach Einholung von Rückmeldung etc., verbunden mit Selbstverpflichtung (management by objectives) kennzeichnen die Entwicklung zu Familienzentren. Ein Einwand gegen die von oben angeordnete Umsetzung von Zielen (top down

Strategie) ist häufig, dass man zunächst zeigen müsse, dass sie umsetzbar seien (vgl. Einleitung). Modelleinrichtungen wären also zunächst einzurichten und an ihnen müsste man belegen, dass es geht bzw. wie die Umsetzung der Ziele möglich ist. Nun gab es beim Start der Familienzentren in NRW ja bereits Beispiele im eigenen Land (z.B. „Blauer Elefant“) bzw. auch in anderen Bundesländern. Deshalb schien die landesweite Organisation einer Pilotphase der Familienzentren auch legitim. Nichtsdestoweniger ist dann aber das konkrete Handlungs- und Umsetzungswissen vor Ort nicht so lückenlos vorhanden, dass sich die Empörung über die fehlende Machbarkeit bzw. Resonanz einer typischen Anordnung „von oben“ entwickeln kann. Aus der Perspektive „von oben“ kann man auch bei diesem Projekt durchaus zu dem Urteil kommen, dass die Umsetzung gründlich und umsichtig und mit allen Beteiligten ständig reflektiert wurde – also gelungen ist. Dennoch muss nicht nur mit dem Unwillen der Basis, sondern auch mit tatsächlichen, nicht vorhersehbaren Problemen gerechnet werden.

In gewisser Weise antagonistisch ist die wissenschaftliche Begleitung gerade in der Anfangsphase tätig geworden, was sich möglicherweise in einem beschwichtigenden, entängstigenden Effekt hat auswirken können. Die Erwartung, dass Anstrengungen auch vergeblich sein können, bzw. Programme und Projekte auch wieder verworfen werden können, erfordert ein hohes Maß an Frustrationstoleranz. Diese gelingt eher, wenn man sie als „normal“ und erwartbar beschreibt und den Sinn von Umwegen deutlich machen kann. Die Vortragsthemen der wissenschaftlichen Begleitung antizipierten das partielle Scheitern bzw. die möglichen Probleme.

3. Der Landesrahmen: Das Projekt „Familienzentrum Nordrhein-Westfalen“

Das Darstellungsprinzip dieser Arbeit im theoretischen Teil ist ein eher praxisnahes bzw. chronologisches: Familienzentren wurden einerseits an der Basis entwickelt und andererseits in einem schnellen, zum Teil mit ersten Handlungen überlappenden Reflexions- und Willensbildungsprozess nachträglich theoretisiert. Deshalb bot sich als Gliederungsprinzip der Ausgang von der Anfangsphase an. Theorie war in diesem Prozess offenbar erst einmal nachrangig.

Die Entwicklung zu Familienzentren in Nordrhein-Westfalen wird wie alle neuen Reformvorhaben der aktuellen Bildungspolitik mit einer Vielzahl von öffentlich zugänglichen Informationen begleitet. Es hat den Anschein, dass das Marketing für Reformen im Vergleich zu früher deutlich umfangreicher geworden ist. Das Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (seit 2010 Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport) hat etwa für die Familienzentren eine eigene Website entwickelt, die regelmäßig aktualisiert wird. Auch das Institut PädQUIS hat sich auf dieser Website verlinkt und informiert über den gesamten Zertifizierungsablauf, gibt Hilfen auch für die Selbsteinschätzung der Einrichtungen, informiert zusammen mit dem Ministerium über Pressemitteilungen, Newsletter usw.

Das Problem eines solchen Marketings ist sicherlich die rhetorische Beantwortung der Frage: Wer liest diese Seiten? Bei den Gesprächen mit einigen ErzieherInnen konnten immer wieder Klagen gehört werden, dass die Öffentlichkeit nicht ausreichend darüber informiert sei, was ein Familienzentrum sein solle. Wie überall, gibt es entsprechende Informationen massenweise, allerdings werden sie von denjenigen, die es interessieren sollte, hier insbesondere den Eltern, nicht wahrgenommen.

Das Ministerium wirbt für die Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren mit der Zielvorstellung, dass sie „Knotenpunkte in einem

neuen Netzwerk“ werden sollen, in denen Kinder individuell gefördert und Familien umfassend beraten und unterstützt werden (vgl. MFKJKS 2014a). Ziel ist dabei die Zusammenführung von Bildung, Erziehung und Betreuung als Aufgabe der Kindertageseinrichtungen mit Angeboten der Beratung und Hilfe für Familien. Deutlich wird auch gemacht, dass alle Angebote vor Ort stärker miteinander vernetzt werden müssen. Die Kindertageseinrichtungen spielen hier eine besondere Rolle. Sie sollen ein „Knotenpunkt“ dieser Vernetzung werden, d.h. aktiv auch dafür sorgen, dass eine Kooperation mit Familienberatungsstellen, Familienbildungsstätten und anderen Einrichtungen stattfindet. Man verspricht sich offenbar durch eine frühe Beratung und Information sowie Hilfe eine gewisse Alltagsnähe für die Kindertageseinrichtungen.

Wenn man davon ausgeht, dass die Kinder rechtzeitig in eine Tageseinrichtung gebracht werden und durch das Recht auf einen Kindergartenplatz, aus dem Anfang der 90er Jahre eine Besuchsquote der Fünfjährigen von über 80% erreicht wurde, ist natürlich die Überlegung nahe liegend, dass man alle möglichen Beratungsangebote über die Kindertageseinrichtungen zugänglich macht. Zugleich sind solche Einrichtungen klein und wohnortnah und bieten den Familien einen direkten Zugang. Auch Sätze wie: „Der Blick über das Kind auf seine Familie kann über die Familienzentren auf diese Weise erfolgen“ reflektiert natürlich die zum Projektstart aktuellen Fälle, in denen Jugendämter Kindesmisshandlung in Familien nicht entdeckt haben (ebd., o. S.). Man glaubt und hofft, wie auch andere Initiativen, z.B. die Hausbesuche der Hebammen in Dormagen, dass die Kontrolle (im wohlmeinenden Sinne verstanden) der familiären Verhältnisse auf diese Art und Weise besser möglich ist. Natürlich gibt es dafür zahlreiche Themen: Bildung, Erziehung, Medien, Ernährung, Gesundheit, Bewegung, die Lösung von Alltagskonflikten, Überschuldung etc.

Das Land NRW hat den Landeswettbewerb „Familienzentrum Nordrhein-Westfalen“ Anfang 2006 durchgeführt. Bis zum 31.3.2006 waren insgesamt 1.004 Einrichtungen diesem Aufruf gefolgt. Bis Mai 2006 sind 261 Piloteinrichtungen ausgewählt worden, 6 weitere erhielten, weil sie in ihrem Angebotsspektrum schon sehr weit fortgeschritten waren, den Status einer so

genannten „Best-Practice-Einrichtung“. Die Piloteinrichtungen wurden durch so genannte „regionale Kompetenzteams“ unterstützt. Auch ein individuelles Coaching (Training), um spezifische Probleme der 261 Piloteinrichtungen zu lösen, wurde angeboten.

Durch den „Innovationspreis“ im Jahre 2007 (ein weiterer Wettbewerb) wurden jeweils 5 Preise in 5 Kategorien vergeben. Entscheidend ist dabei, dass ein solcher Wettbewerb natürlich auch Orientierungs- und Zielvorgaben setzt. Die Themenbereiche waren (vgl. ebd.):

1. Vereinbarkeit von Familie und Beruf,
2. Arbeit mit Familien in riskanten Lebenssituationen,
3. Beteiligung von Kindern und Familien an der Angebotsgestaltung sowie Initiativen und Aktivitäten im Stadtteil,
4. Integration aller im Stadtteil vertretenen gesellschaftlichen Gruppen und
5. spezifische Angebote für Eltern und Kinder.

Es ist unschwer zu erkennen, dass Begriffe wie „riskante Lebenssituationen“, die „Stadtteilarbeit“ und die „Integration aller im Stadtteil vertretenen gesellschaftlichen Gruppen“ eine gewisse Abweichung von früheren Zielvorgaben darstellen.

Auch eine der Einrichtungen der untersuchten Stadt X hat einen Innovationspreis bekommen. Im Landesteil der Preisträgerin sind insgesamt nur 4 Einrichtungen ausgezeichnet worden. Ob das viel oder wenig ist, ist angesichts der sehr unterschiedlichen lokalen Situationen nicht so ohne Weiteres zu beurteilen. Auch zeigt die relativ gleichmäßige Verteilung über alle Kreise und Städte des Landes NRW, dass der Innovationspreis ebenso politisch motivierten Gleichverteilungsprinzipien entsprechen könnte.

Interessant ist, dass das Land NRW sowohl für das Projektmanagement (Institut für soziale Arbeit, ISA Planung und Entwicklung GmbH), wie auch für die wissenschaftliche Begleitung ein Institut beauftragt hat (das schon erwähnte

PädQUIS). Die wissenschaftliche Begleitung durch das Land NRW, mit der die von der Stadt X zusätzlich in Auftrag gegebene lokale wissenschaftliche Begleitung korrespondiert, hatte 3 zentrale Ziele: 1. die Auswertung der Pilotphase, damit für die Weiterentwicklung ein Transfergewinn erarbeitet werden kann, 2. die Entwicklung des Gütesiegels, und 3. eine Bewertung des Konzeptes Familienzentrum (vgl. ebd.). Diese Art von wissenschaftlicher Begleitung orientiert sich an der formativen Evaluation, die soviel bedeutet wie: während des Prozesses sollen Rückwirkungen, Stärken- und Schwächenanalysen vorgelegt werden, die regelmäßig wieder in den Entwicklungsprozess eingeschleust werden können.

Die Bewertung der landesweiten wissenschaftlichen Begleitung hatte folgende Kriterien bzw. Indikatoren (vgl. ebd.):

1. Die *Kooperationsperspektive*, d.h. die Familienzentren sollen die Kooperation zwischen der Kindertageseinrichtung einerseits und den Beratungsstellen, Bildungsstätten, Tageseltern und anderen für die Unterstützung von Familien wichtigen Akteuren stärken.
2. Die *Angebotsperspektive*, d.h. das Angebot soll dem Bedarf der Familie im Sozialraum entsprechen.
3. Die *NutzerInnenperspektive*, d.h. die Familienzentren sollen für die Nutzer eine Hilfestellung bzw. eine Entlastung im Alltag und eine Erleichterung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sein.
4. Die *fachliche Perspektive*, d.h. die Familienzentren sollen Erziehungskompetenzen von Eltern stärken und Kindern Entwicklungs- und Bildungsmöglichkeiten geben.
5. Die *familienpolitische Perspektive*, d.h. die Familienzentren sollen einen Beitrag zur familienfreundlichen Infrastruktur im Sozialraum und in der Kommune leisten.

Die wissenschaftliche Begleitung versucht übrigens mit schriftlichen Befragungen der in der Pilotphase beteiligten 261 Einrichtungen und durch Fallstudien sowie durch die Entwicklung des Gütesiegels seine Aufgaben zu

erledigen. Das Institut PädQUIS (Pädagogische Qualitätsinformationssysteme GmbH) ist ein Kooperationsinstitut der Freien Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaft, es wird vom Geschäftsführer Prof. Dr. Wolfgang Tietze geleitet. In Nordrhein-Westfalen steht ein Team von PädQUIS mit der Forschungsgruppe „Bildung und Erziehung im Strukturwandel“ am Institut Arbeit und Technik in Gelsenkirchen zur Verfügung. Das relativ moderne und professionelle Projektmanagement und die wissenschaftliche Begleitung im Hintergrund demonstriert die enge Kooperation zwischen Wissenschaft und Politik, die zu durchaus kommerziell motiviertem Engagement führt. Die genannten Institute bekommen vom Land selbstverständlich Geld und sind daran interessiert, sich mit Projektmanagement bzw. wissenschaftlicher Evaluation einen Namen zu machen, der bei zukünftigen Einwerbungen günstig für die Weiterexistenz der gegründeten Betriebe sein dürfte.

Selbstverständlich gibt es eine Gütesiegelbroschüre, einen Infolyer über Familienzentren, Newsletter regelmäßiger Art sowie zahlreiche Artikel und angebotener Möglichkeiten, um diesen Prozess zu begleiten. Die Abschlussveranstaltung der Pilotphase des Landesprojektes war am 4. Juni 2007 und wurde in einer entsprechenden Tagungsdokumentation publiziert.

An der Basis, d.h. bei den Einrichtungen, die von der lokalen wissenschaftlichen Begleitung in Stadt X erfasst wurden, führte die professionelle Konzeption des Projektmanagements und der wissenschaftlichen Begleitung nicht unbedingt zu einer klaren Orientierungssicherheit.

Vor allen Dingen die formative Evaluation (Scriven 1967) ist ihrem Wesen nach nicht unbedingt geeignet, die Bedürfnisse der Basis zu befriedigen. Was auffiel ist, dass eine klare Zielvorgabe an irgendeiner Anfangsstelle des Entwicklungsprozesses begründet werden und die Praxis bzw. die Basis dann Zeit haben muss, sich mit diesen Zielen auseinander zu setzen und sich auf diese Ziele hin zu bewegen. Schon allein der Gedanke, dass Zielsetzungen ja auch durch Kriterien für die Vergabe von Preisen bzw. Zertifizierungen ausgelöst wurden, d.h. sich ändern können oder: die Vorstellung, dass auf der Grundlage einer

wissenschaftlichen Evaluation sich manches, was man mühselig aufgebaut hat, und von dem man glaubte, dass es wirksam ist, nachher wieder zurückgenommen werden kann, sorgte für eine gewisse Verunsicherung. Einige sagten in Gesprächen, dass man erst noch mal abwarten wolle, bis sich endgültig geklärt habe, welche Ziele erreicht werden sollen bzw. welche Kriterien für die Zertifizierung wichtig seien. Man wolle ja, und das ist eine ganz rationale Überlegung, nicht Arbeit in etwas investieren, was sich nachher als unwirksam oder nicht praktikabel herausstellen würde. Insofern ist die in den neuen Steuerungsmodellen enthaltene Idee einer beständigen, „rollenden Reform“ (ein Begriff aus der Curriculumsdiskussion der 70er Jahre), (vgl. z.B. Kessels 1974) mit einem psychologischen Nachteil behaftet: Die Betroffenen empfinden sich oft als Versuchskaninchen und das gesamte Tätigkeitsfeld als Experimentierfeld.

Inzwischen ist die Versuchsphase beendet und sowohl für Einrichtungen, die bereits seit der Pilotphase dabei sind, als auch für später dazugekommene und für erst zukünftig dazukommende Einrichtungen stehen Informations- und Unterstützungsangebote zur Verfügung, die durch im Projekt gemachte Erfahrungen modifiziert oder ganz neu generiert wurden.

Mit Ablösung des alten Kindergartengesetzes durch das Gesetz zur frühen Bildung und Förderung von Kindern (Kinderbildungsgesetz – KiBiz) zum 1.8.2008 wurden Familienzentren auch gesetzlich verankert. In der aktuellen Version vom 13.9.2013 steht unter § 16 zu Familienzentren:

- (1) Familienzentren sind Kindertageseinrichtungen, die über die Aufgaben nach diesem Gesetz hinaus insbesondere
 1. Beratungs- und Hilfsangebote für Eltern und Familien bündeln und miteinander vernetzen,
 2. Hilfe und Unterstützung bei der Vermittlung, Beratung oder Qualifizierung von Tagespflegepersonen in Absprache mit dem Jugendamt bieten,
 3. die Betreuung von unter dreijährigen Kindern und Kindergartenkindern außerhalb üblicher Öffnungszeiten von Kindertageseinrichtungen gewährleisten oder vermitteln,
 4. Sprachförderung für Kinder und ihre Familien anbieten, die über § 13 Abs. 6 hinausgeht; insbesondere sind dies Sprachfördermaßnahmen für Kinder im Alter zwischen vier Jahren und Schuleintritt mit zusätzlichem

Sprachförderbedarf, die keine Kindertageseinrichtung besuchen und als Familienzentrum in die örtliche Jugendhilfeplanung aufgenommen sind sowie ein vom Land anerkanntes Gütesiegel „Familienzentrum NRW“ haben.

(2) Familienzentren können auch auf der Grundlage eines sozialräumlichen Gesamtkonzeptes als Verbund unter Einbeziehung mehrerer Kindertageseinrichtungen oder auch anderer kinder- und familienorientierter Einrichtungen tätig sein. (MFKJKS 2014b)

Nach dem massiven Ausbau der Familienzentren in den letzten Jahren bleibt abzuwarten, ob und in welche Richtung sich weitere Entwicklungstendenzen zeigen werden.

4. Der wissenschaftliche Rahmen: Forschungsstand zur Entstehung und Entwicklung von Familienzentren

In Wikipedia fand sich 2008 unter dem Eintrag Familienzentrum noch der Satz: „Die Geschichte der heutigen Familienzentren ist kurz“ (Wikipedia 2008). Es ist auch nach Sichtung von vielen Quellen noch nicht einmal richtig klar, wann zuerst so etwas wie ein Familienzentrum angedacht worden ist. Für die Entwicklungsprozesse von Familienzentren, in der diese Arbeit ja eine empirische Untersuchung durchgeführt hat, sind zwei Grundlagenberichte wegweisend gewesen, die weiter unten ausführlich geschildert werden. Der erste wurde von Christian Peucker und Birgit Riedel 2004 vom Deutschen Jugendinstitut im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend verfasst und der zweite wurde von Angelika Diller vom Deutschen Jugendinstitut 2005 unter dem Titel „Eltern-Kind-Zentren, die neue Generation kinder- und familienfördernder Institutionen“ veröffentlicht. Der erste Bericht von Peucker und Riedel hatte den Titel „Recherchebericht Häuser für Kinder und Familien“ und enthielt eine Untersuchung zu Einrichtungen, die bereits weit gediehen waren, d.h. nicht nur Kinderbetreuung, Förderung, Bildung und Erziehung durchführten, sondern sich auch um die Belange der Familie, also auch der Erwachsenen, kümmerten. Die beiden Berichte nehmen ausdrücklich

aufeinander Bezug, der Bericht von Angelika Diller wurde ebenfalls im Auftrag des BMFSFJ als Anschlussbericht verfasst.

Die gemeinhin übliche Annahme, dass die Familienzentren eine Kopie der „Early Excellence Centres“ in Großbritannien sind, muss auf jeden Fall etwas korrigiert bzw. modifiziert werden. In einer Untersuchung von Anne Campbell (2003) über „Developing and Evaluating Early Excellence Centres in the UK: some issues in promoting integrated and ‘joined-up’ services“, beschreibt sie die Arbeit mit „three integrated early years centres, designated as centres of excellence in the north of England“ (ebd., S. 235). Das bedeutet also, dass die „early years centres“ nicht unbedingt „Early Excellence Centres (EECs)“ sind, sondern dass es dazu einer besonderen Qualität bedarf.

In der Arbeit von Campbell wird übrigens ein ähnliches Problem angesprochen wie das, welches sich auch in dieser Arbeit gestellt hat: Dass die Praxis es mit den Problemen der „shifting professional identities“ zu tun hat und dass es dabei recht komplexe Probleme der Evaluation gibt (ebd., S. 235). Auch in Großbritannien geht es hierbei insbesondere auch um Probleme der qualitativen oder quantitativen Evaluation und der Einbeziehung der Handelnden in eine wissenschaftliche Evaluation.

Die Hintergründe für die Einrichtung von Familienzentren werden in den Berichten von Peucker und Riedel bzw. Diller auch weniger als reine Kopie britischer Einrichtungen angegeben, sondern mit Hilfe sachlicher Probleme begründet, auf die im weiteren Verlauf noch näher eingegangen wird: Balance zwischen Familie und Beruf, das Armutsrisiko mit Langzeitarbeitslosigkeit, Kinder die von Scheidung betroffen sind, Migrantenfamilien, erzieherisch verunsicherte Eltern, problematische Folgen der Globalisierung oder eine Aktivierung der Selbsthilfepotentiale von Eltern.

Der Begriff „Familienzentren“ ist zurzeit nur in Berlin, Hessen, Nordrhein-Westfalen und in Schleswig-Holstein, üblich, in anderen Bundesländern werden Bezeichnungen wie „Eltern-Kind-Zentren“, „Kita!Plus“ oder „Mütterzentren“

verwendet. Nordrhein-Westfalen gilt als Vorreiter der Entwicklung zu Familienzentren, da es 2006 als erstes Bundesland Familienzentren eingerichtet hat, wodurch sich ein gewisser Erfolgsdruck für das gesamte Unternehmen ergeben sollte. Das Land NRW wollte innerhalb weniger Jahre etwa 3.000 Familienzentren mit einem Gütesiegel „Familienzentrum NRW“ zertifizieren. Wie bereits berichtet, gab es im Kindergartenjahr 2013/14 1.923 Familienzentren, also knapp 2.000. Das ehrgeizige Ziel von 3.000 Familienzentren wurde demzufolge noch nicht erreicht, aber der drastische Ausbau binnen weniger Jahre lässt die Möglichkeit einer Zunahme um ca. 1.000 weitere Familienzentren in den nächsten Jahren durchaus realistisch erscheinen.

Organisatorisch können Familienzentren einen sehr unterschiedlichen Ausgangspunkt haben: So ist es denkbar, dass eine normale bestehende Kindertageseinrichtung nach den schon genannten Kriterien weiterentwickelt wird oder, zweite Möglichkeit, dass eine Kindertageseinrichtung mit externen Fachkräften kooperiert und dritte Möglichkeit, dass unter der Verantwortung einer Kindertageseinrichtung unterschiedliche Angebote von mehreren Einrichtungen gemacht werden, die dann von einer Einrichtung koordiniert werden (Familienzentrumsverbund).

Im Ausland, etwa in der Schweiz, gibt es auch den Begriff des Familienzentrums, in dem Mütter- und Väterberatung, verschiedene Eltern-Kind-Treffs, Kinderkurse (Kinderhueti) und ein tägliches Spielgruppenangebot stattfinden. Des Weiteren werden Mittagstisch und andere Kinder-Angebote beworben etc. (vgl. Familienzentrum Gries 2008). Ein Blick in das Internet zeigt, dass sich etwa in Baden-Württemberg einige Einrichtungen als Familienzentrum oder ähnlich bezeichnen. Diese Einrichtungen bieten Cafés, Stammtische, Familienaktivitäten, Bastelangebote, Spielkreise an, sie vermitteln Kinderbetreuung und machen ein Still- und Schwangerencafé, sie arbeiten als Mehrgenerationenhaus mit Schwerpunkten wie „Omas und Opas betreuen Kleinkinder“ etc.

Was zeigt dieser kleine Rundblick? Die Geschichte der Entwicklung von Familienzentren ist immer noch recht kurz. Die Begrifflichkeit ist nicht patentiert, sondern befindet sich zunächst einmal auf dem Wege zur Zertifizierung. Nordrhein-Westfalen ist Vorreiter in der Entwicklung der Familienzentren und versucht mit der Zertifizierung „Familienzentrum NRW“ einen gewissen Standard bei dieser Entwicklung durchzusetzen. Dessen ungeachtet ist aber zu erkennen, dass zahlreiche ähnliche, aber anders benannte, Initiativen im In- und Ausland, in anderen Bundesländern etc. zu berücksichtigen sind und zum Teil auch als Vorbilder für die Familienzentren in Nordrhein-Westfalen gegolten haben. Um diesen Prozess etwas genauer nachzuzeichnen, ist eine Auseinandersetzung mit den beiden Grundlagenberichten von Peucker, Riedel (2004) und Diller (2005) unbedingt notwendig, da in diesen beiden Berichten die existierenden Aktivitäten im In- und Ausland gebündelt und theoretisch untermauert worden sind. Die beiden Berichte gehen auch, ob berechtigt oder nicht sei einmal dahingestellt, von den englischen „Early Excellence Centres“ aus.

4.1 Die auslösenden Grundlagenberichte zur Entwicklung von Familienzentren

4.1.1 Peucker und Riedel (2004)

Eine Pressemitteilung aus dem BMFSFJ (131/2004 vom 10.2.2004) hat den Anlass gegeben, den Recherchebericht von Peucker und Riedel zu verfassen. Die entsprechende Passage lautet: „Die Einrichtung ... (muss) eltern- und kinderfreundlicher organisiert ... (werden), indem neben den Angeboten für Kinder auch Angebote der Elternbildung sowie Beratungs- und Qualifizierungsangebote für Fachkräfte unter einem Dach miteinander verbunden werden. Ein Vorbild können dabei die Early Excellence Centres sein, mit denen in England Kinder aus sozial schwachem Umfeld erfolgreich gefördert werden“ (BMFSFJ 2004). Der Recherchebericht sollte nun herausfinden, wo solche Einrichtungen in Deutschland bereits existieren. Hieraus kann man schließen, dass die

ursprüngliche initiale Entwicklung zu Familienzentren eher von unten angestoßen wurde, denn sonst ist als Grundlegung ein solcher Recherchebericht nicht notwendig. Der Recherchebericht schreibt: „Ausgereifte Einrichtungen im Sinne der Early Excellence Centres haben wir nicht angetroffen.“ (Peucker & Riedel 2004, S. 7).

Die Formulierung „ausgereift“ ist in diesem Zusammenhang problematisch. Wenn man von einer sehr spezifischen Lösung lokaler Probleme durch Kindertageseinrichtungen ausgeht, so kann es eine ausgereifte Lösung nur in Bezug auf die jeweilig vorherrschenden Bedürfnisse von Kindern und Familien geben. Die Neigung, die Reife an irgendeinem zufälligen ausländischen Modell zu bestimmen, könnte fatal sein. Die early years centres könnten ja ebenfalls nur auf die Probleme in einem fernen Ort optimal zugeschnitten sein – eben den englischen.

Die vielfältigen Bedürfnisse, die die gewandelte Kindheit und die gewandelte Situation der Familie, die Globalisierung und andere bereits weiter oben genannten Probleme für Kinder und Familien mit sich bringen, sind, so zeigt dieser erste Recherchebericht, schon von vielen Einrichtungen vor Ort pragmatisch berücksichtigt worden. Allerdings findet man unterschiedliche Lösungen. Es gab also vor der Initiative des Ministeriums eine lebendige Reform von unten. Mit der Initiative des Ministeriums werden dann natürlich auch wieder Bedenken geäußert, die man glaubt an diejenigen, der diese Initiative verantwortet, stellen zu dürfen. D.h. durch die Verstaatlichung der Reforminitiativen ergeben sich neue Forderungen: Peucker und Riedel schreiben z.B., dass man Elterninitiativen weiter unterstützen sollte, dass Kindertagesstätten Personal-mangel haben und ihnen keine weiteren Aufgaben aufgebürdet werden dürften, und dass Finanzierungsprobleme die Entwicklung und Reformfreudigkeit bremsen (vgl. S. 8).

Die Widersprüchlichkeit wird nicht aufgedeckt: Dass einerseits Reformen schon als Reaktionen auf die Bedürfnisse der Eltern im Gange waren und auf der anderen Seite, dass mit der Frage nach der Leistungsfähigkeit solcher

Reforminitiativen zugleich wieder ein Katalog von Forderungen an den Staat entstehen. Die dann, bei knappen Kassen, den Staat wiederum in seiner Initiative zur Entwicklung solcher Einrichtungen bremsen könnten. Folgerichtig schreiben sie dann auch: „Im Zuge der Erhebung zeigt sich auch deutlich, dass viele Ideen zwar sowohl auf lokaler Ebene als auch bei Einrichtungen, Trägern und ErzieherInnen vorhanden sind, deren Umsetzung bisher allerdings an den fehlenden finanziellen, personellen und strukturellen Voraussetzungen scheitert“ (ebd., S. 8). Hier ist vorgezeichnet, dass aus einer Basisreform in gewisser Weise eine staatliche Förderungsstrategie werden soll.

Early Excellence Centres

Ende 1997 wird in Großbritannien das EEC – Early Excellence Centre – Programm initiiert, mit heute schätzungsweise über 100 Einrichtungen. Diese sind überwiegend in sozialen Brennpunkten installiert, was in Großbritannien eine große Tradition hat, da die Kindertagesstätten in erster Linie Familien mit Kindern aus armen Vierteln helfen sollen. Es ging darum, die Entwicklungsbedingungen solcher Kinder zu verbessern, die Kinderarmut zu reduzieren, die Eltern wieder in die Arbeit zu bringen und den Kindern durch eine hohe Qualität der Betreuung langfristig bessere Entwicklungs- und Bildungschancen zu sichern.

An die Early Excellence Centres werden verschiedene Anforderungen gestellt, wobei hohe Qualität der Betreuung, die Unterstützung und Qualifizierung der Eltern, sowie die Fortbildung von Erzieherinnen und Erziehern (vgl. ebd., S. 9) die entscheidenden Ziele sind. Eine hohe Qualität der Betreuung meint in diesem Zusammenhang, dass die Betreuung an den Bildungsprozessen der Kinder orientiert ist. Das ist nicht banal, da es in England mit den Infant Schools eine Art der bildungsorientierten Vorschulerziehung gibt, die relativ strikt von der bloßen Betreuung und dem Freispiel manch anderer Einrichtungen getrennt ist. Da sämtliche Evaluationsuntersuchungen weltweit gezeigt haben, dass es ohne die Einbeziehung der Eltern und eine gute Qualität der familiären

Betreuung nicht zu einem Gewinn des Besuchs von öffentlichen Einrichtungen kommt, bezieht man in den EECs vor allen Dingen die Eltern in den Bildungsprozess mit ein. Es ging hier offenbar darum, dass family workers die Eltern in Entwicklungsgespräche über ihre Kinder verwickelt haben und auf diese Art und Weise zu einer Verbesserung der familiären Erziehung beitragen. Das dritte Ziel besteht in der Fortbildung der ErzieherInnen. Diese sollen in den Early Excellence Centres insbesondere "models of good practice" werden, damit sie nach dieser Initiative ihre guten Erfahrungen auch an andere Kindertagesstätten weitergeben können.

Man hat also versucht, in den Early Excellence Centres vor allen Dingen die Qualität zu steigern. Es gab vorher schon Einrichtungen für kleine Kinder unterhalb der Infant School, die aber in ihrer Qualität verbessert werden sollten. Dadurch ergibt sich dieses Zusatzattribut „Excellence“ Centre.

Gemeinsame Merkmale sind also die hohe Qualität der Angebote, die auf die Bedürfnisse berufstätiger Eltern abgestimmt sind, die Konzentration von Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern in schwierigen Verhältnissen, die konsequente Einbeziehung der Eltern in die Bildungsprozesse ihrer Kinder, die Bereitstellung von Beratungs- und Bildungskompetenz für die Eltern, die Organisation von Erwachsenenbildung und arbeitsmarktrelevanten Fortbildungen, sowie spezielle Angebote für Risikofamilien. Zusätzlich sollen die EECs auch ihre Tagesmütter weiterbilden und Fortbildungsstätten für ErzieherInnen sein, damit die Qualität der Kinderbetreuung vor Ort weiter entwickelt werden kann (vgl. ebd., S. 10.).

Peucker und Riedel nennen ein konkretes Modell, das EEC in Birmingham, und listen folgende Angebote auf:

eine altersübergreifende Kindertagesstätte, ein Mittagstisch und offene Angebote für Schulkinder am Nachmittag, offene Kleinkinderbetreuung, die flexibel genutzt werden kann, ein spezieller Förderunterricht für Kinder von ethnischen Minderheiten, Eltern-Kind-Angebote, Spiel- und Krabbelgruppen, ein offener Familientreff, Angebote der Erwachsenenbildung (Sprach-, Alphabetisierungs-, Computer- und Kochkurse), Erziehungs- und Gesundheitsberatung, Anlaufstelle für schwangere Teenager. (ebd., S. 10f)

Diese zahllosen Angebote aus einer Hand muten wie ein Supermarkt an, aber reflektieren natürlich auch die Tatsache, dass die Familien sehr unterschiedliche Bedürfnisse im Kontext der Kinderbetreuung haben können. Man erfährt allerdings wenig darüber, was die Anlässe für die Einrichtung der EECs gewesen sind. Natürlich kann leicht nachvollzogen werden, dass eine Vielfalt von Angeboten unter einem Dach – alltagsnah, niedrighschwellig – für sozialpädagogische Ziele eine ideale Bedingung sind. Man muss annehmen, dass die Verhältnisse in England, insbesondere die familiäre und materielle Situation, nicht viel anders ist als heute in der Bundesrepublik. Allenthalben sind Globalisierungsfolgen, demographischer Wandel, Kinderarmut, Bildungungleichheiten etc. zu beobachten. In der Arbeit von Peucker und Riedel (2004) erscheint die Gründung der EECs in erster Linie als Suche nach einer angemessenen Organisationsform für die Erfüllung vielfältiger Anforderungen der modernen Welt.

Ähnlich wie bei den Familienzentren in NRW, in denen es auch bis 2007 eine Pilotphase gab, sind auch die EECs zunächst in eine Pilotphase eingetreten, in der sie die Organisationsformen selber wählen konnten. Hier haben sich vier Modelle herausgebildet, die von Bertram, Pascal, Bokhari, Gasper und Holtermann (2002) und auch Peucker und Riedel (2004) wie folgt beschrieben werden (vgl. Bertram et. al. 2002; vgl. Peucker und Riedel 2004, S. 11):

1. Das *integrierte* Modell, d.h. eine Einrichtung bietet alles an.
2. Das *koordinierte* Modell, hier bleiben die einzelnen inhaltlichen Bereiche eigenständig, werden aber durch ein Team insgesamt koordiniert.
3. Das *Kooperationsmodell*, hier handelt es sich um einen Verbund, ein Netzwerk.
4. Das *Hybridmodell*, das eine Mischung aus den erstgenannten drei Modellen darstellt.

Alle Modelle haben eine Integration der Angebote, so dass die Organisationsform nicht ganz so wichtig ist. Einige EECs sind sehr groß, sie haben zum Teil mehr als 50 Beschäftigte. Bertram et al. (2002) meinen, dass erst dann von einer erfolgreichen Integration der vielfältigen Angebote geredet werden kann,

wenn die Angebote von einer gemeinsamen Grundhaltung gegenüber Kindern und Familien gekennzeichnet sind, wenn sich eine „Wir-Identität“ herstellen lässt, wenn die einzelnen Dienste auch als abgestimmtes Serviceangebot von den Eltern wahrgenommen werden und wenn auf Seiten der Finanziere die Bereitschaft gegeben ist, durch entsprechende Rahmenbedingungen ein integriertes Serviceangebot zu erleichtern.

Die Early Excellence Centres sind mit herkömmlichen Kindertagesstätten schon aufgrund ihrer schieren Größe und der Vielfalt der Aufgaben, die sie erledigen, nicht mehr zu vergleichen. Allerdings muss beachtet werden, dass es eine britische Tradition der community centres, der Gemeinwesen- und Stadtteilzentren gibt, die vermutlich auch als Leitbild für die Entwicklung der EECs gedient hat.

Die Meinung von Peucker und Riedel (2004), dass die englischen Early Excellence Centres das Vorbild für die deutschen Familienzentren abgegeben haben, ist sicherlich auf einem ideengeschichtlichen Hintergrund verständlich. Sie nehmen dabei an, dass die Infiltration ausländischer Modelle in die aktuelle bildungspolitische Diskussion Anlass genug sei, solche Entwicklungen auch in der Bundesrepublik zu initiieren. Bei einer solchen Betrachtungsweise werden die materiellen Zwänge und Unausweichlichkeiten, auch die partikularen Interessen einzelner Verbände, der Politik, der Eltern etc. natürlich nicht berücksichtigt. Eine eher sozialgeschichtliche Betrachtung hätte die Entwicklung der Familienzentren stärker an materielle Prozesse gebunden, die sicherlich auch in Großbritannien eine große Rolle gespielt haben. Armutsbekämpfung beispielsweise erfordert ein koordiniertes, integriertes Vorgehen, erfordert eine optimale Organisation und kann als politische Maßnahme die Integration großer Bevölkerungskreise und ihre Identifikation mit dem Land natürlich verbessern.

Die von Peucker und Riedel 2004 verfasste Recherche hatte die Aufgabe, in der Bundesrepublik ähnliche Einrichtungen wie die EECs zu finden. Vorläufig wurde die Definition „Häuser für Kinder und Familien“ gewählt, womit dann Ein-

richtungen gemeint waren, die die übliche Kinderbetreuung mit weiteren Angeboten für Familien und Kinder kombinieren. Entscheidend ist, dass bei dieser Methode eine naturwüchsige Veränderung der Kindertagesstätten zu Mehrzweckeinrichtungen genauso berücksichtigt werden musste wie z.B. bei Familienbildungsstätten, die zufällig mit Kinderbetreuungseinrichtungen kooperierten. Man musste also zwei Blickrichtungen für die Analyse wählen: 1. von Einrichtungen, die selber keine Kindertagesstätte sind, auf die Verbindung zu Kindertageseinrichtungen und 2. von Kindertageseinrichtungen auf die Zusammenarbeit mit Beratungsstellen und anderen Einrichtungen, die selber nicht dem Elementarbereich zugehörig sind. Insgesamt haben die Autoren 120 Einrichtungen gefunden und haben davon etwa die 20 am weitest entwickelten Einrichtungen ausgewählt. Bei dieser Auswahl wurden folgende Kriterien angelegt: Längere Zeitdauer der Initiative, Institutionalisierung der Angebote mit Konzept und festen Ansprechpartnern, Gesamtkonzeption der Einrichtung, Niedrigschwelligkeit der Angebote, die klientenorientiert sind, und die regionale evtl. überregionale Ausstrahlung (vgl. ebd., S. 15f).

Wie sind die Autoren an die Adressen gekommen? Durch ein Schneeballsystem, d.h. es wurde mit den Trägern, mit Fachzeitschriften, mit dem Bundesverband der Mütterzentren und der Bundesarbeitsgemeinschaft der Elterninitiativen Kontakt aufgenommen, deren Vertreter haben dann wiederum Anfragen in ihren Verbänden gestartet, so dass sich eine große Anzahl von Adressen ergab. Auch in der Zeitschrift „Kindergarten heute“ wurde ein Aufruf gedruckt, damit sich Einrichtungen direkt bei den Rechercheuren melden konnten. Mit den ausgewählten Einrichtungen wurden anschließend ausführliche Telefoninterviews mit einem Leitfaden geführt, der die familienorientierten Angebote und deren Motive zum Thema hatte. Des Weiteren: wie die Angebote organisiert werden, welche Erfahrungen die LeiterInnen bzw. ErzieherInnen gemacht haben und welche Perspektive die Verantwortlichen für die familienorientierten Angebote sehen.

Die verwendete Methode macht schon deutlich, dass induktiv vorgegangen wurde, wohingegen es sich bei den EECs um ein „Deduktivmodell“ handelt, d.h.

eine Regierungsinitiative, die auf gewisse Problemlagen reagiert. Der Weg des DJI im Auftrag des BMFSFJ besteht also darin, ähnliche Einrichtungen zu erfassen, die sich aber hier offenbar spontan gebildet haben. D.h. also, dass es zuvor einen Druck von der Basis gegeben haben muss, solche familienorientierten Angebote mit der Kindertagesstätte zu kombinieren.

Dabei spielt sicherlich auch eine fachwissenschaftliche und fachpolitische Diskussion eine Rolle, in der öfter darüber nachgedacht wurde, dass z.B. ErzieherInnen auch Früherkennung von Störungen betreiben könnten, dass sie Kinder zu Beratungsstellen überweisen sollen, dass sie Eltern Hilfe geben sollen – ganz normale Problemlagen, die in jeder Kindertagesstätte bzw. auch in jeder Schule täglich auftauchen. Dadurch, dass in dieser Recherche die EECs als Vorbild und Referenzpunkt genannt werden (ein deduktiver Weg), entgehen ihr natürlich alle anderen Modelle, die diesem Vorbildmodell nicht entsprechen. Wer aufgrund dieser Recherche auf eine allgemeine Bedürfnisentwicklung in der sozialpolitischen Arbeit mit Familien schließen würde, übersieht, dass er durch das Vorgehen nur einen kleinen Ausschnitt beleuchtet hat und keine repräsentative Stichprobe von Einrichtungen. Viele Einrichtungen, die solche Kombinationen mit familienorientierten Angeboten nicht haben, reagieren unter Umständen genauso rational auf die Bedürfnislage ihrer Familien. Es gäbe einen umgekehrten (eher induktiven) Weg: man untersucht eine repräsentative Stichprobe von Kindertagesstätten und interpretiert deren Konzeption und praktische Arbeit als rationale Antwort auf die Bedürfnisse von Familien und Kindern. Hierdurch würde man vermeiden, dass ein Modell (z.B. die EECs) der aktuellen Realität der Kindertagesstätten als zu erreichendes Ziel vorgehalten würde. Das hätte Folgen für die Akzeptanz der „Reform“ bzw. „Innovation“.

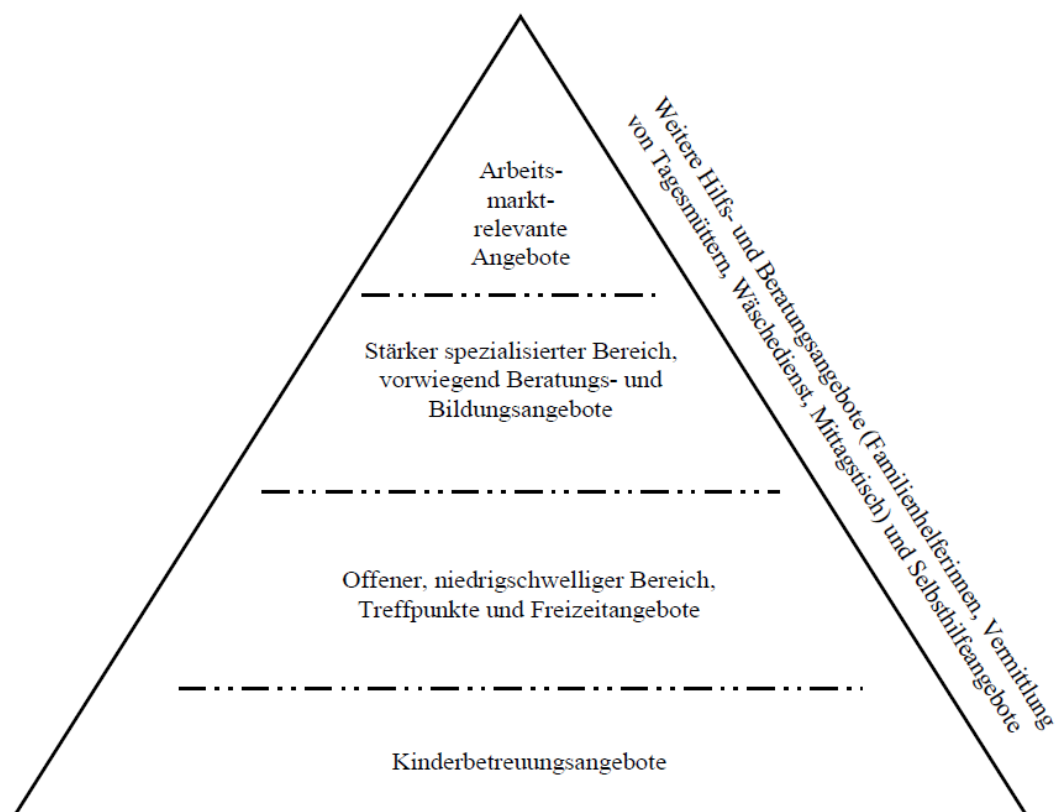
Familienorientierte Angebote und Organisationsformen

Peucker und Riedel haben als Ergebnis ihrer Analyse der Methode, die weiter oben dargestellt ist, eine Art Pyramide (Abb. 1) gezeichnet, in der die Hilfs-

angebote von unten nach oben in abnehmender Häufigkeit dargestellt werden. Sie fassen die Angebote wie folgt zusammen (vgl. ebd., S. 20):

1. *Kinderbetreuungsangebote* für Kinder von 0-12 Jahren. Hierunter zählen alle Betreuungsangebote inklusive Hortangebote, auch Treffen für Jugendliche und zum Teil auch heilpädagogische Betreuungsangebote.
2. Offene *niedrigschwellige* Angebote. Hierzu gehören Gesprächskreise, Elternfrühstücke, Elterncafés, Freizeitangebote usw. Die Eltern können in diesen Angeboten Kontakte untereinander knüpfen, man erwartet also eine zwanglose Vernetzung der Elternschaft untereinander.
3. Stärker spezialisierte *professionelle* Angebote. Hierunter fallen Elternkurse, Deutschkurse für ausländische Frauen, Erziehungsberatung usw., d.h. hier kooperiert die Tagesstätte mit auswärtigen Stellen.
4. *Arbeitsmarktrelevante* Angebote, z.B. Bewerbungstrainings, Computerkurse etc.

Abbildung 1: Angebotspyramide nach Peucker und Riedel



Quelle: Peucker & Riedel (2004), S. 19

An diese Pyramide seitlich angelagert werden weitere Hilfs- und Beratungsangebote: FamilienhelferInnen, Vermittlung von Tagesmüttern, Wäschedienst, Mittagstisch und Selbsthilfeangebote (vgl. ebd., S. 19f). Die Autoren glauben mit dieser Pyramide eine erschöpfende Taxonomie der vorfindlichen Angebote auf dem Wege zur Entwicklung von Familienzentren vorzulegen.

Es wundert sie dabei, dass sie keine Angebote gefunden haben, in denen die Kindertagesstätten die Eltern zur Selbsthilfe angeregt haben. Dies kann als eine nostalgische Erinnerung an eine Selbsthilfegruppenbewegung in den 80er Jahren verstanden werden. Offenbar hat die Selbsthilfegruppenbewegung nicht die Wirkung erreicht, die man sich zunächst in der Theorie davon versprochen hatte. Das heute die Serviceleistungen seitens der Einrichtungen dominieren und diese sich nicht als Anreger von Selbsthilfe verstehen, hängt auch damit zusammen, dass in den 90er Jahren den Einrichtungen ein Qualitätsmanagement verschrieben wurde und die Besucher und Klienten der Kindertagesstätten eigentlich nur als Kunden konzipiert werden konnten. Kunden motiviert man nicht zur Selbsthilfe, sondern Kunden bekommen ein Angebot, das es zu optimieren gilt. Mit den neuen Steuerungsmodellen ist ja zugleich auch eine Konkurrenz zwischen den Einrichtungen angeregt worden, so dass diese sich nunmehr in einem mehr oder weniger günstigen Angebot oder adressatenorientierten Angebot niederschlagen muss.

Hervorhebenswert finden die Autoren auch, dass es Verknüpfungen von Kindertageseinrichtungen mit der Tagespflege für Kinder und Angeboten für Familien gibt. Zwar wird hier nur ein Modell der „Arbeitsgemeinschaft deutsches Schleswig“ genannt, aber auch das AWO-Kinderhaus in Kiel (vgl. ebd. S. 20f). Das Tagesmütterbüro ist im letzteren Fall im Kinderhaus angesiedelt. Mit welcher Berechtigung zufällig das AWO-Kinderhaus und das Haus der Familie der Arbeitsgemeinschaft deutsches Schleswig, also beides schleswig-holsteinische Angebote hervorgehoben werden, wird aus dem Text nicht deutlich.

Peucker und Riedel berichten des Weiteren etwas ausführlicher über offene niedrigschwellige Angebote und über Bildungs- und Beratungsangebote. Die grundlegende Idee der Elterncafés bzw. Elternzimmer ist die, dass dort die Eltern miteinander ins Gespräch kommen sollen. Die Hoffnung darauf ist, wie bei einem Besuch verschiedener Einrichtungen festgestellt werden konnte, etwas trügerisch. Elterncafés „schlafen“ häufig ein und auch Elternzimmer und informelle Kontaktmöglichkeiten werden selten in gesonderten Elternzimmern angebahnt. Die Idee gesonderter Zimmer hat eher den Eindruck einer zwangsweisen Kontakthanbahnung hinterlassen, die dem natürlichen Kontaktaufnahmeverhalten von Eltern mit kleinen Kindern offenbar nicht besonders angemessen ist. Die Psychologie der Kontaktknüpfung hat bislang noch nicht herausgefunden, wie solche Ansprachen in einem eigens dafür hergerichteten Zimmer (das Ganze erinnert fatal an einen „Kontaktbereich“ oder „Kontakthof“) vonstatten gehen sollen. Solche Kontakte bahnen sich informell an und informelle Gelegenheiten zur Kontakthanbahnung gibt es im Umkreis einer Kindertagesstätte genügend. So genannte Mutter-Kind-Kreise oder Spielangebote für Eltern und Kinder wie sie etwa die Programme „Rucksack“, „FuN“ oder „Opstapje“ anbieten, scheinen ohne eine explizite Hervorhebung der Kontakthanbahnung durchaus natürlicher und werden als eine Art selbstverständliches Angebot angenommen.

Man kann nicht sagen, dass die Idee Elternabende oder Elternkurse anzubieten, grundlegend neu ist. Die Kindergartenbewegung in den 70er Jahren kannte bereits eine ausführliche Elternarbeit und Elternfortbildung. Dass Kindergärten Elternabende organisiert haben, ist in der Tat noch weitaus länger bekannt. Dass man die jetzt, wie Peucker und Riedel schreiben, zu einer „Elternuniversität“ zusammenfassen und diese zusammen mit der Volkshochschule anbieten soll, macht aus der Grundidee des Anbietens von Elternkursen auch keine Innovation (vgl. S. 23). Auch dass diese Fortbildungen zertifiziert werden können und ein Zeugnis als Familienpädagoge bzw. Multiplikator in der Elementarausbildung ausgestellt wird, ist nicht wirklich eine Innovation.

Neben der *Elternbildung* spielt die *Elternberatung* eine große Rolle und es ist selbstverständlich, dass zu diesem Zweck auch professionelle Berater aus Beratungsstellen, Mütterzentren und Gemeindezentren in die Einrichtung gehen werden. Man erhofft sich davon eine Senkung der Schwelle für die Inanspruchnahme von Beratung, die ansonsten, so die Vermutung, durch das gesonderte Gebäude, längere Anfahrtswege und die Nichtverbindbarkeit mit der Kinderbetreuung so groß sei, dass diese Beratungsstellen trotz Bedarf nicht aufgesucht werden (vgl. ebd. S. 23).

Für pädagogische Überlegungen ist entscheidend, wie die Familienzentren überhaupt organisiert werden. Das hängt auch mit der schlichten Tatsache zusammen, dass die Kindertagesstätten bislang als ausgelastet galten, d.h. sie hatten mit ihren traditionellen Aufgaben eigentlich genug zu tun. Wenn jetzt den Kindertagesstätten zusätzliche Aufgaben übertragen werden, so muss eine personelle Kapazitätserhöhung stattfinden bzw. eine interne Umorganisation, denn neue Tätigkeiten erfordern Zeit. Wenn beispielsweise mit externen Diensten kooperiert werden soll, so ist die Zeit für Absprachen, Vorbereitungen und die Organisation von der regulären Arbeitszeit abzuziehen. Die Frage ist also immer, wo kommt diese zusätzlich investierte Zeit her?

Die Studie von Peucker und Riedel findet, wie bereits weiter oben mitgeteilt, vier verschiedene Modelle – (1) das integrierte Modell, (2) das Kooperationsmodell, (3) das Zentrumsmodell und (4) das Mischmodell (vgl. S. 24ff):

- (1) Im *integrierten Modell* bleibt die Kindertagesstätte äußerlich so wie bisher, die Zuständigkeiten liegen in der Kindertagesstätte. Es gibt eine Person, in Nordrhein-Westfalen meist die LeiterIn, die ja von Gruppenarbeit freigestellt ist, die für die Umorganisation der herkömmlichen Kindertagesstätte verantwortlich ist. Es wird mit externen Fachdiensten kooperiert, die teils auch in die Einrichtung kommen. Da allerdings selten zusätzliches Personal in der Kindertageseinrichtung eingestellt wird, kann es durch die zusätzlichen Aufgaben leicht zu personellen Engpässen kommen. Zivildienstleistende und zusätzliche

Berufspraktikanten werden als eine Möglichkeit der Entlastung angesehen.

- (2) Im *Kooperationsmodell* lässt sich eine echte, gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Familienberatung und Familienbildung in der Einrichtung finden. Günstig ist es, wenn die Einrichtung der Familienbildung und die Kindertagesstätte demselben Träger angehören, d.h. z.B. beide zur AWO bzw. zur Caritas gehören. In den vorliegenden Materialien konnte sogar ein personelles Engagement des Träger-Geschäftsführers in der Phase der Umwandlung einer Kindertagesstätte zum Familienzentrum gefunden werden.
- (3) Im *Zentrumsmodell* kommt es zu einer Kooperation mit anderen Diensten unter dem Dach eines Zentrums, d.h. die Kindertagesstätte ist in diesem Zentrum nicht Hausherr oder Hausherrin, sondern das Zentrum hat auch noch weitere Dienste unter einem Dach. Es gibt eine Leitung des Zentrums, was nicht zwingend notwendig ist, aber relativ häufig vorkommt. Der Vorteil solcher Zentren ist, so schreiben Peucker und Riedel, „dass sie von vorneherein einen sehr offenen Charakter haben [...] und für Familien, Bewohnerinnen, Bewohner der Nachbarschaft [...] ganz unterschiedliche Einstiegsmöglichkeiten bieten“ (ebd., S. 27).
- (4) Weil sich offenbar nicht alle Einrichtungen eindeutig dem einen oder anderen Typus zuordnen ließen, wurde die für weitere organisatorische Fragen wenig ergiebige Kategorie *Mischmodelle* eingefügt. Unter innovationstheoretischen Gesichtspunkten ist allerdings die Größe der Kategorie Mischmodelle das eigentlich interessante. Zeigt sie doch, dass vor Ort ein Vielzahl nicht weiter systematisierbarer organisatorischer Lösungen und Entscheidungen möglich sind. Man könnte sogar eine gewisse Gefahr darin sehen, wenn man ein ideales Modell suchen und finden würde und dieses dann politisch oder finanziell unterstützte.

Hierdurch würde die Freiheit der optimalen Organisation vor Ort empfindlich eingeengt.

Im Vorfeld der flächendeckenden Einführung von Familienzentren, so wie in Nordrhein-Westfalen nach dem Recherchebericht vorgesehen, war es natürlich interessant, wie sich die bis dato entwickelnden Familienzentren zu dem ausgebildet haben, was dann Vorbild für andere Einrichtungen werden sollte. Von wem beispielsweise ging eine Initiative aus?

Anlässe und Motivationen

Die Untersuchung von Peucker und Riedel zeigt, dass es neben absichtlichen Entwicklungen, deren Vorlauf gewissermaßen theoretische, praxisnahe oder organisatorische Überlegungen waren, auch viele gegeben hat, die sich Stück für Stück, aus ganz normalen Kindertagesstätten entwickelt haben. Bestehende Zufallskooperationen, Zusammenarbeit, auch Unterstützungen der Träger etc. haben an diversen Orten zur Entwicklung von Familienzentren geführt. Auch private Trägervereine, in denen der Gedanke einer Vielfalt von Angeboten für die Kindertagesstätten aktuell war, haben hier ihre Impulse gesetzt. Eine Initialzündung allerdings von Seiten der Eltern scheint für die Entwicklung von Familienzentren nicht wesentlich gewesen zu sein. Auch Konzepte wie z.B. das der „Erziehungspartnerschaft“ haben zu quasi logisch selbstverständlicher Einbindung von Programmen und Angeboten für Eltern und Familien geführt. Peucker und Riedel kommen insgesamt zu dem Ergebnis, dass es in der Tat eine Entwicklung von unten war, wenn man die Anlässe zur Entwicklung von Familienzentren betrachtet.

Die Anlässe klären allerdings noch nicht die *Motivationen* zur Entwicklung familienorientierter Angebote. Erstaunlicherweise spielen bei diesen Motivationen pragmatische Überlegungen oder ständepolitische Gedanken zur Sicherung der Beschäftigung des Personals zunächst einmal keine Rolle. Von

Peucker und Riedel werden insbesondere folgende Motivationen genannt (vgl. S. 31ff):

1. Die Orientierung an einem wahrgenommenen Bedarf der Eltern.
2. „Weil wir anders gar nicht sinnvoll mit den Kindern arbeiten könnten“.
3. Dass man ein partnerschaftliches Verhältnis zu den Eltern verwirklichen wollte, indem sich Eltern und ErzieherInnen auf gleicher Augenhöhe begegnen.
4. Überlegungen und Konzepte der Öffnung der Einrichtung gegenüber dem Sozialraum, die in der pädagogischen Diskussion der 80er und 90er Jahre eine gewisse Prominenz hatten.

Wettbewerbsgründe waren kein vordergründiges Motiv nach der Studie von Peucker und Riedel, auch betriebswirtschaftliche Überlegungen der besseren Nutzung von Räumen (z.B. Halbtagsnutzung in einigen Kindertagesstätten) waren nicht unmittelbar zentrale Motive bei der Gründung der Familienzentren.

Ressourcen

Nahe liegend ist, dass Peucker und Riedel ihre Studie auch mit Überlegungen abschließen, in denen Bedingungen für die Weiterentwicklung der Kindertagesstätten zu „Häusern für Kinder und Familien“ dargelegt sind (vgl. S. 35ff):

- (1) Als ersten Punkt sehen sie eine Art *offene Grundhaltung bei den LeiterInnen und ErzieherInnen der Kindertagesstätten*. Unter dieser offenen Haltung verstehen sie allerdings eine Art Kundenorientierung, d.h. Elternwunsch und Elternwille ist für sie entscheidend. Die „gleiche Augenhöhe“ spielt hier insbesondere eine große Rolle, auch eine ganzheitliche Sicht auf die Bedürfnisse von Kindern und Familien, die solchen Menschen leicht fällt, die das Berufsbild der ErzieherInnen als eines definieren, das für Kinder und Familien da ist.

- (2) Selbstverständlich ergeben sich aus der Entwicklung zu den Familienzentren auch Forderungen an die *Ausbildung der ErzieherInnen*. In der traditionellen Ausbildung sind sie in erster Linie auf die Bedürfnisse von Kindern hin ausgebildet worden, das müsste sich mit der Umwandlung der Kindertagesstätten zu Familienzentren natürlich ändern. Die erwachsenen- bzw. familienpädagogischen Inhalte müssten verstärkt werden.
- (3) Die *Räumlichkeiten* in den Kindertagesstätten sind, wenn es nicht zu einem demographischen Knick kommen sollte, zu ergänzen, zu erweitern, damit die neuen Funktionen, etwa Beratungstätigkeiten, Fortbildungen usw., auch adäquat durchgeführt werden können.
- (4) Natürlich sind *zusätzliche zeitliche und personelle Ressourcen* notwendig. Es ist selbstverständlich logisch, dass die zusätzlichen Entwicklungsarbeiten nicht von der notwendigen Zeit für die Förderung der Kinder in der Kindertagesstätte abgezogen werden können. Das Problem ist auch von den Einrichtungen der untersuchten Stadt X unterschiedlich gelöst worden bzw. es wurde mehr oder weniger darauf hingewiesen, dass auch zusätzlich Überstunden für die Entwicklung zu Familienzentren geleistet wurden. Eine Regelfinanzierung scheint, wenn der Erprobungscharakter der Familienzentren vorbei ist, unerlässlich zu sein.
- (5) Zur Verbesserung der Organisation wird von Peucker und Riedel selbstverständlich auch eine gesonderte *koordinierende Person* gefordert – gewiss ist diese notwendig und würde die Entwicklung zu Familienzentren verbessern, man darf aber auch nicht übersehen, dass bei einer landesweiten Einführung der Familienzentren ein erheblicher Personalzusatzbedarf notwendig wird, der nicht unmittelbar der Arbeit am Kind zugute kommt.

- (6) Selbstverständlich muss auch die *Weiterbildung und Fortbildung* der Entwicklung angepasst werden, hier ist noch viel Arbeit zu leisten, um die wichtigen, d.h. tatsächlich notwendigen Qualifikationen, an das Personal weiter zu geben. Aus all dem ergibt sich natürlich wiederum ein *erhöhter Finanzierungsbedarf*.

Es darf an dieser Stelle angemerkt werden, dass eine Analyse aus dem Jahr 2004 konsequenterweise in einer Forderung nach mehr finanzieller Unterstützung der Familienzentren münden muss. Die Versuchung, daran zu glauben, dass man mehr Qualität mit dem gleichen finanziellen Aufwand erhalten könnte, ist insbesondere bei allen staatlichen Stellen aber auch bei den Trägern riesengroß. Auf der anderen Seite schmälern die Finanzierungsforderungen die Leistungen der Pioniereinrichtungen, die ja gezeigt haben, was mit freiwilligem Engagement auch in einem regulären System an Veränderungen und Reformen möglich ist.

4.1.2 Diller (2005)

Während der Bericht von Peucker und Riedel die Aufgabe hatte, die sich spontan und selbständig entwickelnden „Häuser für Kinder und Eltern“ in der Bundesrepublik zu recherchieren und eine Typologie bzw. einen ersten Katalog von Problemen vorzulegen, baut der sich daran anschließende Bericht des DJI von Angelika Diller (2005) explizit auf diesem Bericht auf und setzt sich zur Aufgabe, Leitlinien und Handlungsorientierungen zu entwickeln, Argumente für die Errichtung zusammenzustellen, Entwicklungslinien und Organisationsformen darzustellen, die Angebotsstruktur zu profilieren, ebenfalls die Prinzipien der Angebotsgestaltung zu erarbeiten, sowie Rahmenbedingungen, Evaluationsnotwendigkeiten und Perspektiven für die Zukunft aufzuzeigen. Mit der Zweitautorin des ersten Berichtes, Birgit Riedel, wurde bei einer Erstfassung auch kooperiert.

Wegen der teilweisen Identität zwischen Gliederungspunkten im ersten und zweiten Bericht stellt sich natürlich die Frage, welchen Sinn ein zweiter Bericht hier hat. Manches ist eindeutig doppelt, gleichwohl ist der normative und zielsetzende Charakter des zweiten Berichtes von Diller deutlicher. Wenngleich der erste Bericht nicht nur eine Bestandsaufnahme war, sondern auch gelegentliche Wertungen oder Problembeschreibungen enthielt, aus denen sich dann logischerweise auch Zielsetzungen entwickeln, hat offenbar der Bericht von Diller mehr die Funktion einer konzeptionellen Strukturentwicklung, einer Art „Roadmap“ für die weitere Entwicklung der Familienzentren vorzulegen.

Aus der Bestandsaufnahme werden „Kernmerkmale der Eltern-Kind-Zentren entwickelt und Verbesserungspotentiale für bestehende Einrichtungen aufgezeigt“ (Diller 2005, S. 2). Man kann den spezifischen Charakter dieses zweiten Berichtes durch zwei beieinander stehende Sätze illustrieren: „Familien brauchen eine soziale Infrastruktur, die widersprüchliche Anforderungen und Belastungen abfedert, mit denen sich Familien konfrontiert sehen.“ und „Eltern-Kind-Zentren sind diesem Auftrag verpflichtet“ (ebd.). Der grammatikalische Stil ist der einer Ist-Beschreibung mit stark normativen Soll-Akzenten. Der nächste Satz lautet wie folgt: „Sie leisten einen innovativen Beitrag zur Anpassung der sozialen Infrastruktur an veränderte familiäre Bedarfe“ (ebd.). Da die Familienzentren oder Eltern-Kind-Zentren längst noch nicht so ausgebaut sind, dass sie diese Funktion erfüllen könnten, mutet dieser Satz natürlich wie eine verdeckte Soll-Aussage an: Sie *sollen* einen innovativen Beitrag zur Anpassung der sozialen Infrastruktur an veränderte familiäre Bedarfe *leisten*.

Hervorgehoben wird des Weiteren unter der Rubrik „Leitlinien für die Praxis“, dass bedarfsgerechte, integrierte Angebote gefordert werden, dass die Angebotssegmentierung überwunden werden muss und in bestimmte Teile des Angebots öffentlicher und privater Träger in einem integrierten Gesamtkonzept zusammengeführt werden sollte (vgl. ebd. S. 3). Vernetzung, Verankerung, Einbettung in lokale Strukturen sind die Hauptvokabeln dieser Leitlinien für die Praxis. Man fordert ein kommunales Gesamtkonzept und behauptet, dass spezifische Angebote „nur in einer integrierten Angebotsstruktur angemessen

aufgegriffen werden“ (vgl. ebd.). Dieses „nur“ ist keine faktische Aussage und schon gar keine empirisch bewiesene. Die Vokabel gehört zu der Vernetzungs- und Integrationsprosa, zu deren Logik selbstverständlich auch die Aktivierung von Selbsthilfepotentialen der Eltern gehört, die Förderung informeller Netzwerke etc. Selbstverständlich stehen die Kinder im *Mittelpunkt* der fachlichen Arbeit und die Mitarbeiter sind zu einer „Pädagogik verpflichtet, die Kinder von Geburt an als eigenständige Persönlichkeiten verstehen“ und die durch „verlässliche Beziehungen und bewusste Anregung“ zu fördern wären (ebd.). Auch die Chancengleichheit wird erwähnt, weshalb individuelle Fördermaßnahmen notwendig sind. Und selbstverständlich müssen Eltern aktiv einbezogen werden und das Ziel ist eine Erziehungspartnerschaft zwischen Eltern und pädagogischen Fachkräften (vgl. ebd., S. 4).

Nur eine kurze Anmerkung: Schon am Ende des Headstart-Versuches wurde in nahezu allen Evaluationsberichten auf die Notwendigkeit eines partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen ErzieherInnen und Eltern hingewiesen (Schweinhart und Weikart 1997). Die Forderung ist so alt wie es eine Reform des Elementarbereiches gibt. Diese Partnerschaft zu beschreiben und zu fordern, ist nicht das Problem, sondern sie zu realisieren. Die Schwierigkeiten so etwas zu verwirklichen, liegen in Bereichen, die bislang eben nicht thematisiert werden: Was macht man, wenn einem die Eltern völlig unsympathisch sind, wenn es Konflikte gibt, wie realisiert sich zwischen persönlichen, wechselseitigen Vorwürfen eine Erziehungspartnerschaft? Ein sozialpsychologisches Problem, das mit den informellen Sympathie- und Antipathiebeziehungen zwischen professionellem Personal und den Klienten existiert. Niemand macht sich Gedanken darüber, dass es hier ganz große Schwierigkeiten geben kann und diese letztlich auch entscheidend sind, wenn keine Erziehungs-partnerschaft zustande kommt.

Für die Kommunen und Einrichtungen entwirft Angelika Diller insgesamt acht Handlungsorientierungen (vgl. Diller 2005, S. 4f): Handlungsanregung eins behauptet, dass die Familien eine heterogene Zielgruppe sind. Die Folgerung aus der Heterogenität der Zielgruppe ist in der zweiten Handlungsanregung,

dass die Eltern-Kind-Zentren je nach regionalem Umfeld unterschiedliche Schwerpunkte setzen sollen. Der dritte Punkt ist insofern eine Handlungsanregung als dass hochwertige Bildungsangebote für Kinder und Erwachsene „unter einem Dach“ zusammengeführt werden sollen. In der vierten Handlungsanregung geht es um Öffnung nach innen und außen. Das bedeutet einerseits die Vernetzung mit der Außenwelt, andererseits aber offenbar auch offene Gruppenarbeit nach innen, eine im Übrigen problematische Behauptung, da gerade von Seiten der bildungsbeflissenen Elementarpädagogen die offene Gruppenarbeit als Hindernis für die Optimierung von Bildungsprozessen angesehen wurde (vgl. Elschenbroich 1997). In der fünften Handlungsleitlinie für Kommunen und Einrichtungen geht es darum, dass Erwachsene auch etwas in den Eltern-Kind-Zentren lernen sollen. In der sechsten wird ein stärkeres „familienpolitisches Engagement der Wirtschaft“ (ebd., S. 5) gefordert, in der siebten sollen bestehende Eltern-Kind-Zentren miteinander kooperieren und Netzwerke bilden, damit die Impulse zur Verbreitung sich über die Vernetzung auf andere Einrichtungen ausbreiten können. In der achten schließlich werden die lokalen Bündnisse für Familie in die Entwicklung einbezogen.

Die Handlungsorientierungen für Kommunen und Einrichtungen wiederholen eigentlich nur mit anderen Worten das, was in den Leitlinien für die Praxis beschrieben wurde.

In Kapitel 2 geht Angelika Diller, und hier unterscheidet sich der zweite Bericht ein wenig zum ersten, auf die gesellschaftspolitischen Begründungen bzw. die arbeitsfeldspezifischen Argumente für Eltern-Kind-Zentren ein. Die gesellschaftspolitischen Begründungen von Diller orientieren sich im Wesentlichen an den Vokabeln und Metaphern des siebten Familienberichtes aus dem Jahre 2006. In diesem, wie in den früheren, wurde immer wieder auf die besonders schwierige Situation von Familien hingewiesen und eine insgesamt „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ gegenüber Familien beklagt (BMFSFJ 2006, S.6). Zugleich wird immer wieder auch darauf hingewiesen, wie wichtig die Familie mit ihren Leistungen für das Gesamtwohl eines Staates ist. In mehreren Punkten listet Diller die Themen auf, die im Kontext der Begründung für Eltern-Kind-Zentren

relevant sind: Es sind Frauen- und Erwerbsarbeit, es sind Armutsrisiken durch Langzeitarbeitslosigkeit, es sind Scheidungskinder und Alleinerziehende, Migrationsprozesse, es sind erzieherische Verunsicherungen von Eltern, es sind Globalisierungsprozesse und demographische Veränderungen und es sind Mitbestimmungswünsche vor allem jener Eltern, die angeblich über eine hohe Kompetenz im Bereich der Erziehung und Bildung von Kindern verfügen (vgl. Diller 2005, S. 6f). Aus diesen Makrothemen werden jeweils Begründungen für die Existenz von integrierten Angeboten in Familienzentren bzw. Eltern-Kind-Zentren abgeleitet.

Auch hier kein Wort darüber, dass mit der demographischen Wende auch das System der Kindertagesstätten eigentlich auch ein Interesse daran haben müsste, sich neue Aufgaben zuzulegen, damit die vorhandenen Stellen im Elementarbereich erhalten werden können. Auch kein Hinweis auf empirische Untersuchungen, die wie die Shell Studie und viele andere immer wieder ein hervorragendes Verhältnis der Kinder und Jugendlichen zu ihren Eltern nachgewiesen haben und ein schlechtes und wirklich grundlegend verbesserungsfähiges Verhältnis zu den pädagogisch tätigen Personen im Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungssystem (vgl. Shell Jugendstudie 2006).

Auch im „arbeitsfeldspezifischen Kontext“ (Diller 2005, S. 7) wird zwar aus der Sichtweise der existierenden Kindertagesstätten berichtet, allerdings leisten diese Institutionen bei der Verfolgung des gemeinsamen Ziels, Kinder und Familien zu fördern und unterstützen, nach Einschätzung von Diller, nur punktuell und hochspezialisiert Zusammenarbeit. Weil ein Gesamtkonzept fehle, würden die positiven Effekte der Angebote für Familien dadurch gemindert (vgl. ebd., S. 8). In den Kinder- und Jugendberichten sei schon seit längerer Zeit gefordert worden, dass die Kindertagesstätten einige Ressourcen und Hilfsmöglichkeiten für Eltern brach liegen lassen würden. Auch hier findet keine Konkretisierung der geforderten Abstimmung und Gesamtkonzeption statt und auch kein Hinweis darauf, dass sich so was schon als positiv dargestellt hat.

Abschließend werden in Kapitel 2 die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Konzept der Early Excellence Centres dargestellt. Hervorgehoben wird von Diller das Angebot aus einer Hand, die hohe Qualität, die Erziehungspartnerschaft und die multiprofessionelle Zusammenarbeit. Der Sozialraumbezug und der Familienbezug sollen insgesamt zu einer neuen „Kultur des Aufwachsens“ führen (ebd., S. 8).

In Kapitel 3 „Organisationsformen und Orientierungsrichtlinien“ unterscheidet Diller nur drei Typen.

1. „Kindertageseinrichtung Plus“
2. Kooperationsmodell
3. Zentrumsmodell

Beim ersten Modell bietet das Personal einer Kindertageseinrichtung zusätzliche Dienste, zusätzliche Angebote an. Beim Kooperationsmodell kooperiert die Kindertagesstätte mit einer anderen Einrichtung, die ihr Personal dorthin schickt und gesonderte Angebote macht. Beim Zentrumsmodell schließlich sind unter einem Dach mit räumlichen Überschneidungen, zentralistisch organisiert, verschiedene Angebote gleichzeitig verfügbar. Über Stärken und Schwächen wird in diesem Bericht von Diller nichts weiter ausgesagt, sondern es bleibt ihrer Meinung nach abzuwarten, welche Stärken- und Schwächenprofile die unterschiedlichen Modelle aufweisen (vgl. ebd., S. 10).

In Kapitel 4 „Die Angebotsstruktur“ ist es für Diller von Wichtigkeit darauf hinzuweisen, dass zwei unterschiedliche Angebotsstränge in den Häusern für Kinder und Eltern zusammentreffen, nämlich Angebote für Kinder und Angebote für Eltern und Familien. Schwerpunktmäßig ließen sich die Angebote für Eltern der Beratung, der Elternbildung, dem Austausch, der Begegnung, Sprachkursen und integrations- und arbeitsmarktorientierten Angeboten zuordnen (vgl. ebd., S. 10). Die Basisangebote für Kinder bestehen natürlich in einem hochwertigen Angebot zur Bildung, Betreuung und Erziehung der Kinder, aber die

Schwerpunkte sind vorrangig Sprachförderung, Bewegungsförderung, gesunde Ernährung und interkulturelle Aktivitäten (vgl. ebd., S. 11).

Im weiteren Verlauf der Ausführungen konkretisiert Diller, mit Rückgriff auf existierende Angebote, die Angebote für Eltern, etwa Austausch und Begegnung, ebenso die Beratung, die Elternbildung sowie die Sprachkurse und integrations- und arbeitsmarktorientierten Angebote. Dabei beschränkt sie sich darauf, eine Kindertagesstätte oder ein Familienzentrum zu nennen, das ein bestimmtes Angebot im Portfolio hat (vgl. ebd., S. 12ff): Z.B. hat die Stadt Ludwigshafen in einer Kindertageseinrichtung ein niedrigschwelliges Elternbildungsangebot für türkische Mütter erfolgreich durchgeführt oder in Nürnberg kommen Fachkräfte der Erziehungsberatungsstelle in die Kindertagesstätte oder im bayrischen wurde den Eltern ein Raum zur Verfügung gestellt, den sich diese als Elternzimmer eingerichtet haben und für deren Nutzung sie selbst verantwortlich sind etc. Interessant auch, dass Hoyerswerda eine „Elternuniversität“ gegründet hat, ein gemeinsames Projekt des Familiennetzwerkes und der örtlichen Volkshochschule. Oder in Bremen-Lüssen arbeiten Mütter als 1-Euro-Kräfte im Küchenbereich etc.

An dieser Stelle wird deutlich, *dass das induktive Vorgehen mit deduktiven Überlegungen vermischt wird*. Aus den deduktiven Überlegungen einer gesellschaftspolitischen oder familienpolitischen Gesamtlage werden keine zwingend notwendigen Konkretisierungen abgeleitet, sondern an der Stelle wird wieder auf sich naturwüchsig entwickelnde Einrichtungen hingewiesen und ihre Passung zu den deduktiv abgeleiteten Handlungsorientierungen hergestellt.

Unter 4.3 „Perspektiven“ finden sich dann zum ersten Mal auch Vorschläge, die eher deduktiven Ursprungs sind (ebd., S. 15ff): Diller fordert beispielsweise eine stärkere Arbeitsmarktberatung, Qualifizierungsmaßnahmen und Arbeitsintegration bzw. familien- und haushaltsentlastende Dienste bis hin zur Vermittlung von Putzhilfen und Wäsche- und Bügeldienste, die ihrer Meinung nach sinnvoll in einem Eltern-Kind-Zentrum anzusiedeln wären. Auch bezogen auf die Kinder macht sie sich stark für eine nahtlose Bildung vom Baby bis in das Schulalter

hinein, die Brüche vermeidet und andererseits eine alters- und elternspezifische Differenzierung der Angebote über Ferienprogramme, Hausaufgabenbetreuung, Tagesmüttervermittlung, Leihomas und Leihopas, Babysitterpool etc. gewährleistet. Generell bleibe aber richtig, dass man die Entwicklung der Angebote der Einschätzung der Eltern- und Kinderbedürfnisse vor Ort anpassen müsste.

In Kapitel 5 beschreibt Diller Prinzipien der Angebotsgestaltung. Zunächst ist ihr die *inhaltliche Integration* von Angeboten wichtig. Diese konkretisiert sie wie folgt (vgl. ebd., S. 16f): Die Einbettung in ein gemeinsames Gesamtkonzept, die Identifikation der beteiligten Mitarbeiter, die Träger und Finanziere müssen sich gemeinsam verpflichten, ein integriertes Angebot bereit zu stellen und zu erhalten. Auf der Managementebene muss ebenfalls durch gemeinsame Konzepterstellung eine Art Integration erreicht werden.

Ein weiteres Prinzip der Angebotsgestaltung ist die *Öffnung zum Gemeinwesen, die Kooperation und Vernetzung* (vgl. ebd., S. 17): Der wahre Hintergrund hierbei ist die Orientierung an den sozialräumlichen Bedürfnissen, die dann zu einem ganz spezifischen Sozialraumangebot führt. „Öffnung“, eine Vokabel aus dem vorigen Jahrhundert, besteht allerdings auch darin, dass man sich generell für alle Seiten öffnet und sich nicht gegeneinander abschottet.

Ein weiteres wesentliches Prinzip der Angebotsgestaltung ist die *Niedrigschwelligkeit* (vgl. ebd., S.18): Offenbar haben viele Beratungsstellen Probleme, ihre tatsächlich problembelastete Klientel zu erreichen. Oftmals verkehren die falschen Klienten in den Beratungsstellen und die, die es wirklich nötig hätten, entdecken bei sich selbst kein Defizit bzw. haben gewisse Hemmungen, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Dieses bekannte Problem hat zur Forderung nach Niedrigschwelligkeit und einer Verstärkung der informellen Kontakte bzw. auch der Beziehungsqualitäten zwischen professionellem Personal und den Klienten geführt.

In Kapitel 5.4 wird Reklame für die vom DJI evaluierten bzw. eingeführten Programme Opstapje (aus den Niederlanden) und HIPPY (ein israelisches

Programm) gemacht. HIPPY wendet sich an Mütter, Opstapje arbeitet mit Müttern und Kindern. Die mittlerweile vorliegende wissenschaftliche Evaluation ist für Opstapje nicht ganz so positiv wie zunächst vermutet (vgl. DJI 2014). Entscheidend für die Qualität eines Programms ist nicht unbedingt deren konzeptioneller Zuschnitt, sondern die personelle Realisation. Auch das konnte die Evaluation von Opstapje durch das DJI bestätigen.

In Kapitel 6 widmet sich der Bericht von Diller den Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung von Einrichtungen zu Eltern-Kind-Zentren. Die wesentlichen Punkte sind „Feststellung des Bedarfs“, „Planung der erforderlichen Ressourcen“ und „Steuerung der Angebotsstruktur“. Ihre Gesamtaussagen sind in 6 Punkten zusammengefasst:

1. Die Verankerung in einem Trägerkonzept.
2. Die Einbindung in die Jugendhilfeplanung.
3. Personelle und räumliche Ressourcen.
4. Eine Koordinierungsstelle für die Vernetzungsaufgaben.
5. Eine Finanzierungsgrundlage, die mindestens für ein Jahr Planungssicherheit ermöglicht.
6. Qualifizierungsmaßnahmen (ebd., S. 25).

Im Abschnitt „Feststellung des Bedarfs“ macht die Verfasserin deutlich, dass die Instanzen und Ämter, die für Kinder- und Jugendhilfe zuständig sind, natürlich alle eingebunden werden wollen, wenn es in irgendeiner Form eine Veränderung gibt (vgl. ebd., S. 21). Zwar ist ihr das bekannt, was in den 90er Jahren hundertfach zitiert worden ist, dass es eine „bottom-up“ Reform, also eine induktive Reform geben kann, genauso wie eine „top-down“ Reform, d.h. eine Reform, die von oben angestoßen wird. Gnädig wird anerkannt, dass auch PraktikerInnen Bedarfe entdecken, aber offenbar lieber sind ihr Zusammenhänge zwischen Praxiserkenntnis und jugendhilfepolitischer Entscheidung. Der Satz ist bedeutsam: „Die professionelle Auswertung von Alltagserfahrungen ist kein Automatismus, sondern abhängig von der sozialen Kompetenz und vom professionellem Know-how der Mitarbeiter/innen“ (ebd., S. 20). Des Weiteren wird darauf beharrt, dass der Träger ja entscheidet, wann die Angebotsstruktur verändert werden soll. Schließlich muss er trägerspezifische Zielsetzungen verfolgen und eben nicht nur die „Bedarfsperspektive der potentiellen Nutzer“

(ebd., S. 20). Das ist eine interessante trägerspezifische Parteinahme, nachdem über 20 Seiten in dem Bericht nur von den gewandelten Bedürfnissen der Eltern die Rede war. Schön findet die Verfasserin auch, wenn Träger im Kontext der Jugendhilfeplanung eine Initiative ergreifen und zitiert dazu die Stadt Monheim und die Stadt München. Ohne eine jugendhilfepolitische Verankerung, so meint Diller, sei keine längerfristige Entwicklung möglich gewesen, schließlich haben offenbar die Teilnehmer an der Jugendhilfeplanung einen etwas weiteren Horizont als die einzelne Kindertagesstätten (vgl. ebd., S. 21). Auch eine Kooperation zwischen Kommune und Wirtschaft (dafür findet sich ein Beispiel in der Stadt Melsungen), lässt Diller hier gelten.

Aus alledem wird klar, dass eine „infrastrukturelle Rahmung“ für Weiterentwicklungsprozesse notwendig ist (ebd., S. 22). Weder Jugendhilfeplanung noch Träger, noch andere Institutionen würden die einzelne Einrichtung „mal machen lassen“, sondern wollen gefälligst in eine Innovation einbezogen werden, die zwar von ihnen nicht getragen wird, aber in dem Moment, wo sie sie billigen, wollen sie natürlich auch die Anerkennung dafür ernten.

Nach der Bedarfsfeststellung wird ein Rahmenkonzept erstellt, so Diller, aus dem sich die Ressourcenplanung ergibt. Diese muss sich auf Räume, Personen, Zeit und finanzielle Ressourcen beziehen. Selbstverständlich erfordert die Ausweitung des Angebotes räumliche Veränderungen. Räume müssen für Erwachsene geeignet sein bzw. es gibt neuen, zusätzlichen Raumbedarf auch für Kinder. Die Weiterentwicklung in den Kindertageseinrichtungen erfordert zusätzlich quantitative wie auch qualitative Ressourcen. D.h.: es müssen mehr Personen mitwirken und das Qualifikationsprofil der ErzieherInnen muss verbessert werden. Diller meint, „hierbei ist nicht nur die einzelne Person, sondern auch das System im Blick“, d.h. die ErzieherInnen sollen sich unter anderem auch noch mit Organisationsberatung beschäftigen (ebd., S. 23).

Natürlich wird ein zusätzlicher Finanzierungsbedarf gebraucht, für Bereitstellung der persönlichen Ressourcen, Raummiete, Sachmittel, Qualifizierungsmaßnahmen und Betriebskosten.

Mit Rückgriff auf die vorauslaufende Recherche werden unterschiedliche Finanzierungsquellen aufgetan: manchmal gibt es eine Eigenleistung des Trägers, manchmal eine Anschubfinanzierung über ein Modellprojekt, ein so genannter Ressourcenmix aus verschiedenen Förderprogrammen, auch Beiträge der Eltern werden eingeworben und manchmal ergeben sich durch kluge Dienstplanung auch noch Ressourcen aus der Kindertagesstätte selbst (vgl. ebd., S. 23f).

Last but not least wird die Steuerung der Angebotsstruktur behandelt, die insbesondere auch darin besteht, dass die Kooperationsbeziehung zu unterschiedlichen Akteuren aufgebaut und gepflegt werden muss und dass es gewisser Anstrengung bedarf, die verschiedenen Angebote zu koordinieren und zusammen zu führen (vgl. ebd., S. 24). Zusätzliche Koordinierungsstellen, aber auch Freistellungen von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, aber auch Trägermitarbeitern, organisieren die Veränderung. Eine gemeinsame Idee, so wie in Mohnheim mit der Armutsprävention, ist günstig. Manchmal bekommt man alle „in ein Boot“, weil niemand „außen vor“ bleiben möchte. Also spielt Wettbewerbsfähigkeit der einzelnen Einrichtungen auch eine Rolle.

Interessant sind Dillers Ausführungen zur Evaluation. Nichts wird über ein aussagekräftiges Design gesagt und auch die subjektiven Zufriedenheiten der Nutzer werden zwar erwähnt, aber nicht in den Mittelpunkt gerückt. Stattdessen empfiehlt Diller folgende Kriterien, um die Wirksamkeit zu überprüfen:

1. Die Inanspruchnahme des Angebots.
2. Die subjektive Zufriedenheit der Nutzer mit dem Programmangebot. Da Familien das Angebot freiwillig in Anspruch nehmen, ist ihre subjektive Zufriedenheit ein zentraler Indikator.
3. Die Bereitschaft der Eltern, zusätzliche Unterstützungsangebote gegebenenfalls auch an anderen Orten in Anspruch zu nehmen.
4. Die Beteiligung an Aktivitäten im Gemeinwesen.
5. Die Wirksamkeit der Kooperations- und Vernetzungsstrukturen.
6. Die Zufriedenheit der Mitarbeiter/innen.

7. Weiterentwicklung des professionellen Selbstverständnisses.
8. Synergieeffekte bei der pädagogischen Förderung der Kinder.
9. Mittelfristige Senkung der Jugendhilfekosten z.B. bei Fremdunterbringung, sozialpädagogischer Familienhilfe, Kosten für „Hilfen zur Erziehung“. Diese Effekte können aber erst mittel- und langfristig deutlich werden. Kurzfristig könnte auch ein Ansteigen der Fallzahlen ein Erfolgsfaktor sein, z.B. wenn Eltern sich trauen, erforderliche Erziehungsberatung erstmalig in Anspruch zu nehmen. (ebd., S. 26)

In der abschließenden Zusammenfassung und Benennung von Perspektiven werden die wesentlichen Aussagen noch einmal wiederholt. Was allerdings neu ist, ist in Kapitel 8.3 „Weiterer Forschungsbedarf“, der hier auch für die vorliegende Arbeit von Interesse sein könnte. Darin werden einige interessante Hypothesen aufgestellt (vgl. ebd., S. 29f):

1. Die *Beteiligung der Eltern* – sie ist strittig, weil einige Eltern mitwirken wollen, andere überhaupt nicht bzw. stärker entlastet werden wollen.
2. *Steuerung von Veränderungsprozessen*, d.h. die Stammkunden und MitarbeiterInnen können durch die Veränderung des Programms heimatlos werden und sich nicht mehr mit der Organisation identifizieren. Programmveränderung führt oft eben auch zum Profilverlust.
3. *Entwicklung und Pflege von Netzwerken*, hier würden angeblich gesicherte Erkenntnisse fehlen.
4. Die *Wirkung der Angebote* auf Vereinbarkeit von Beruf und Familie.
5. *Fachpolitische Vorgaben der Bundesländer*, d.h. die Wirkung der Maßnahmen in NRW und Rheinland-Pfalz, die durch den Koalitionsvertrag 2005 beschlossen wurden, müssen zunächst einmal untersucht werden. D. h. welche Wirkungen hat diese NRW-Initiative gehabt?

Zu dieser letzten Frage aus dem Bericht von Diller trägt die vorliegende Arbeit einige empirische Antworten bei.

4.2 Neuere Untersuchungen

Gibt es neuere Untersuchungen zu Familienzentren bzw. Child-Parent Centers? In Chicago hat es in den letzten Jahren besondere Anstrengungen gegeben, die Child-Parent Centers zu Excellence-Centers zu entwickeln. Deshalb gibt es im Umkreis des Pädagogen Arthur J. Reynolds eine Reihe von aktuellen Veröffentlichungen, die sich mit den Child-Parent Centers, die ebenfalls ähnlich wie die Familienzentren verschiedene Programmangebote auch für Eltern bereithalten, beschäftigen.

Eine Studie etwa von Temple und Reynolds (2007) zeigt, dass es ökonomisch Sinn macht, in hochqualitative Vorschulprogramme zu investieren, insbesondere gegenüber solchen, die erst im Schulalter anfangen oder die nur die Klassengröße in den Grundschuljahren reduzieren bzw. auf Sitzenbleiben verzichten oder auch gegenüber Programmen, die ein gezieltes Jobtraining machen.

Von Reynolds und Temple (2006) stammt ebenfalls eine Zusammenfassung vieler Wirkungsuntersuchungen, die seit 1967 im Umkreis von Chicago durchgeführt worden sind. Über 100.000 Familien haben an diesen Programmen teilgenommen und die Chicago Child-Parent Centers gelten als die ältesten Einrichtungen, die von den lokalen Regierungen finanziert worden sind. Eine Chicago longitudinal study belegt, dass solche Programme, die auch Eltern einbeziehen „are defined as the provision of educational family health and or social services during any of the first five years of life especially to children at risk of poor outcomes due to social environmental disadvantages or developmental disabilities“ (ebd., S. 229).

Eine Studie von Lee, August, Bloomquist, Mathy, und Realmuto (2006) untersucht ebenfalls ein multicomponent prevention program, also auch ein komplexes Programmangebot für Eltern und Kinder, und untersucht insbesondere die Hindernisse von benachteiligten Eltern, an diesem Programm teilzunehmen. Der entwickelte Fragebogen gibt einige Hinweise, wann die

Hindernisse für die Teilnahme besonders groß sind, die offenbar mit der Kumulation von Belastungen von Risikofamilien zusammenhängt.

Clements, Reynolds und Hickey (2004) haben eine auch methodisch sehr anspruchsvolle Evaluationsstudie über „site-level predictors of children’s school and social competence in the Chicago Child-Parent Centers“ vorgelegt. Mithilfe einer komplizierten Mehrebenenanalyse weisen sie nach, dass die Teilnahme an der Vorschulerziehung wichtiger ist als irgendeiner dieser so genannten site-level predictors. Interessant ist, dass die elterliche Teilhabe an den Programmen (ein typischer site-level predictor) sowohl den frühen als auch den späteren Schulerfolg signifikant prognostiziert. Allerdings erreicht dieser Faktor nicht die Effektstärke der tatsächlichen Teilhabe an einem Vorschulprogramm.

Eine aktuelle deutsche Studie, die die Modellphase in der Stadt Nürnberg begleitet und evaluiert hat, findet 10 Prädiktoren für eine erfolgreiche Entwicklung von Familienzentren:

1. Die Einbindung und Beteiligung der Eltern gelingt.
2. Beratung und Unterstützung in Fragen der Alltagsorganisation werden angeboten und angenommen.
3. Elternbildungsangebote bestehen und werden auch wahrgenommen.
4. Angebote für die ganze Familie sind entwickelt und treffen auf eine Nachfrage.
5. Beiträge zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf werden geleistet.
6. Eine Kooperation mit anderen Institutionen findet regelmäßig und gezielt statt.
7. Eine systematische Förderung des Ehrenamtes wird zur Ausweitung der Angebote erfolgreich betrieben.
8. Maßnahmen zur Unterstützung von Familien für Familien werden systematisch initiiert und begleitet.
9. Ein Coaching der Mitarbeitenden sowie der Organisation als Ganzes findet prozessbegleitend statt.
10. Beiträge zur Verbesserung der Bildungschancen werden geleistet. (Sommer-Himmel & König 2012)

5. Fragestellung der Untersuchung

Eine wie hier geplante erste Evaluationsuntersuchung in einem Versuchs- und Kontrollgruppendesign sollte normalerweise von der Fragestellung ausgehen, dass zu Beginn des Versuches noch keine Unterschiede zwischen den Einrichtungen, die sich zu Familienzentren entwickeln, und solchen, die herkömmliche Kindertagesstätten bleiben wollen, existieren. Man erwartet, dass beim Start noch keine Entwicklung in Richtung Familienzentrum vonstatten gegangen ist.

Wie aber aus dem Bericht von Peucker und Riedel (2004) und auch Diller (2005) deutlich hervorgegangen ist, gibt es einen Vorlauf der Praxis mit Entwicklung in Richtung von Familienzentren, die im Grunde genommen von der Pädagogik und von der Politik nachträglich systematisiert und aufgegriffen wurde. Es ist deshalb zu erwarten, wenn man in einer beliebigen Stadt xy eine solche Evaluationsstudie beginnt, dass die Einrichtungen, die sich für die Entwicklung zum Familienzentrum melden, bereits einige dieser Kriterien für ein Familienzentrum realisiert haben. Es gibt also keinen Nullpunkt zur Entwicklung der Familienzentren.

Aus diesem Grunde ist bereits bei der ersten Erhebung ein Unterschied im Angebot der Familienzentren gegenüber den Kindertagesstätten zu erwarten. Da diese Entwicklung selbstläufig sein sollte, ist davon auszugehen, dass es kaum bzw. nur geringe Unterschiede in der Zufriedenheit der Mitarbeiter mit der Entwicklung zu den Familienzentren gibt.

Anders sieht die Vermutung bezüglich der Reaktionen von den Eltern aus: Die hier zu untersuchenden Eltern haben Kinder und sorgen sich in erster Linie um das Fortkommen und die Entwicklung dieser. In welcher Organisationsform das stattfindet, dürfte für sie weniger interessant sein. Deswegen werden bei der ersten Messung noch keine besonderen Unterschiede zwischen den Experimental- und Kontrollgruppeneltern erwartet. Auch für die zweite Messung

sollte die Frage, ob Familienzentrum oder Kindertagesstätte, bei den Eltern auf nicht ganz so große Relevanz stoßen.

Ganz im Gegensatz zu den beiden zentralen Berichten über die Entwicklung der Familienzentren wird angenommen, dass die Familienzentren auch als Lösung zur Sicherung des Personals angesichts der demographischen Verluste eingesetzt werden. Diese sehr nüchternen berufsständischen Interessen wurden in den Berichten, wie bereits erwähnt, ausgespart.

6. Methodisches Vorgehen

Anerkannte wissenschaftliche Begleituntersuchungen sind heute in erster Linie quantitative Studien, die mit Experimental- und Kontrollgruppe operieren. Wegen des gewandelten Standards reicht die in Augenscheinnahme der Projekt- und Modellimplementation nicht, sondern es muss zugleich belegt werden, dass sich die Modellgruppe in den Zielkriterien von den Kontrollgruppen unterscheidet.

Deshalb wurde die wissenschaftliche Begleituntersuchung zur Entwicklung der Familienzentren in einer Stadt in NRW als Versuchs- und Kontrollgruppen-design und zugleich als Längsschnitt (Prä- und Posttest) realisiert. Die erste Messung wurde im Februar 2007 und die zweite im September 2008 durchgeführt. Ursprünglich war noch eine dritte Erhebung für Frühjahr 2009 geplant, aber da die in den beiden ersten Erhebungen gewonnen Erkenntnisse für Stadt X hinreichend waren, wurde auf die dritte Erhebung verzichtet (deshalb taucht auf den Fragebögen noch die Ankündigung für eine Erhebung 2009 auf).

Durch das Design werden längsschnittliche Entwicklungen in den Familienzentren besser abgebildet, als wenn man am Ende eine Einmalmessung durchführt. Der Elternjahrgang wurde so gewählt, dass die Eltern bis zum Ende der Entwicklungsphase 2008 noch ein Kind in einer Einrichtung, entweder im

Familienzentrum (Experimentalgruppe) oder in der Kindertagesstätte (Kontrollgruppe), haben.

Es wurde festgelegt, auch aus Gründen der Ökonomie, Fragebogenstudien bei LeiterInnen, ErzieherInnen und Eltern eines Jahrgangs durchzuführen und zwar postalisch und anonym, bis auf den LeiterInnenfragebogen, der offen und identifiziert ausgefüllt wurde. Die LeiterInnen erhielten je ein Anschreiben des Versuchsleiters mit Informationen zur Befragung, einen LeiterInnenfragebogen, ErzieherInnenfragebögen für alle ErzieherInnen der Einrichtung plus genügend adressierte und frankierte Rückumschläge für die kostenlose Rücksendung der ausgefüllten Fragebögen. Die Eltern wurden über Adresslisten direkt angeschrieben und erhielten zusätzlich zum Elternfragebogen samt Rückumschlag ein erläuterndes Anschreiben des Bürgermeisters der Stadt X. Im Anhang der Arbeit sind alle Fragebögen der ersten Erhebung im Original abgedruckt, auf die Fragebögen der zweiten Erhebung wurde verzichtet, da es keine Änderung der Items gab.

Ein Hinweis zur verwendeten Begrifflichkeit in den Fragebögen: In den Fragebögen wird nicht zwischen „Familienzentrum“ und „Kindertagesstätte“ differenziert – alle Einrichtungen werden schlicht als „Kitas“ bezeichnet. Daher taucht der Begriff Kitas auch in den entsprechenden Abbildungen mit diesen Items auf, steht dann aber für beide Einrichtungen. Ansonsten werden die Begriffe im Text gehandhabt, wie in der Einleitung erläutert.

6.1 LeiterInnenfragebogen

Der LeiterInnenfragebogen war als einziger Fragebogen dieser Untersuchung nicht anonym angelegt, die LeiterInnen sollten ihre Einrichtung benennen – womit auch automatisch die ausfüllende Person identifizierbar war. Für diese Untersuchung war aber nur der Einrichtungsname relevant, um a) die Zuge-

hörigkeit zur Einrichtungsart determinieren zu können und b) die einzelnen Einrichtungen für die längsschnittliche Studie erkennen zu können.

Im ersten Teil wurde nach der Zusammensetzung der Kinder und des Personals gefragt: Wie viele Kinder werden betreut und in welchem Alter? Wie viele Kinder kommen ganztags, wie viele halbtags in die Einrichtung und wie viele haben einen Migrationshintergrund? Wie viele Gruppen sind eingerichtet? Welches Personal ist beschäftigt und mit welcher Stundenzahl?

Der nächste und umfangreichste Teil des LeiterInnenfragebogens orientierte sich an den Landesvorgaben zur Entwicklung von Familienzentren und sollte herausfinden, welche Angebote bereits vorgehalten werden, sich in Entwicklung befinden, für später geplant sind oder auch nicht vorgesehen sind. Dieser Teil war in 9 Unterpunkte gegliedert (mit je 2-8 Items):

1. Bedarfsgerechtere, flexiblere Öffnungszeiten und Angebotsformen in Anbindung an das Familienzentrum
2. Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern
3. Förderung von Elternengagement
4. Angebote für Kinder/Stärkung der Bildungskompetenzen
5. (Neue) Beratungs- und Bildungsangebote für Familien
6. Neue Angebote durch die verstärkte Einbindung von Ehrenamtlichkeit
7. Qualifizierung und Erweiterung des beruflichen Rollenverständnisses bei den LeiterInnen/ErzieherInnen
8. Sozialraumbezug
9. Kommunikation/Außendarstellung

Als letztes wurden die LeiterInnen nach dem Einsatz von Programmen (z.B. Schlaumäuse) bzw. Konzepten (z.B. Situationsansatz) gefragt. Auch hier sollten sie sich dazu äußern, ob sie das genannte Programm/Konzept bereits einsetzen, den Einsatz planen oder keine Arbeit damit vorgesehen ist.

6.2 ErzieherInnenfragebogen

Auch die ErzieherInnen sollten den Namen der Einrichtung angeben, damit eine Klassifizierung der Einrichtungsart möglich wurde. Da der ErzieherInnenfragebogen anonym war, es sich aber um eine längsschnittlich angelegte Untersuchung handelte, wurden die ErzieherInnen gebeten, sich selbst nach einem vorgegebenen Muster einen Code zu generieren, der für beide Erhebungszeitpunkte gleich blieb.

Im ersten Teil des Fragebogens wurden die ErzieherInnen nach ihrer Meinung über Familienzentren befragt und sollten zutreffende Aussagen ankreuzen (Beispielitems: „Ist für die Eltern gut“, „Führt zu einer Vernachlässigung der pädagogischen Arbeit“). Es folgten Fragen zur Berufszufriedenheit, die mit Schulnoten von 1 = sehr gut bis 6 = völlig unzufrieden, beurteilt werden sollten (Beispielitems: „Meine Arbeitszeiten“, „Die Reformen der Kitas“). Ebenfalls mit Schulnoten sollte die Wichtigkeit von Angeboten bewertet werden (Beispielitems: „Betreuungs- und Bildungsangebote für U3“, „Besondere Arbeit mit Migrantenfamilien“). Als letztes konnten die ErzieherInnen noch frei antworten, welche Angebote sie außerdem für ihre Einrichtung notwendig fänden.

6.3 Elternfragebogen

Ebenso wie beim ErzieherInnenfragebogen wurde auch beim Elternfragebogen nach der Einrichtung gefragt (die das Kind besucht) und es sollte ein Code generiert werden. Dies diente wiederum einerseits der Anonymität, ermöglichte aber andererseits eine Identifizierung der Einrichtungsart und eine längsschnittliche Untersuchung. Insgesamt war der Elternfragebogen der kürzeste der 3 Fragebogentypen. Zuerst sollten die Eltern ihre Zufriedenheit mit der Einrichtung in unterschiedlichen Bereichen mit Schulnoten von 1 = sehr zufrieden bis 6 = völlig unzufrieden angeben (Beispielitems: „Die anderen Eltern“, „Wie man sich um mein Kind kümmert“). Als nächstes sollten auch die Eltern die Wichtigkeit von Angeboten in der Einrichtung mit Schulnoten bewerten, es handelte sich hierbei um die gleichen Items wie bei den

ErzieherInnen (Beispielitems: „Beratung von Eltern in Erziehungsfragen“, „Treffpunkte für Eltern in Kitas“). Ebenso konnten die Eltern noch eigene Vorschläge für weitere gewünschte Angebote äußern.

6.4 Visualisierung der Ergebnisse

Die Mittelwerte sind in dieser Arbeit anders dargestellt als üblich – der Grund: besser Übersichtlichkeit der Unterschiede zwischen verschiedenen Zeitpunkten und zwischen Versuchs- und Kontrollgruppe.

In den Abbildungen zu den Mittelwertsunterschieden sind nicht nur die Mittelwerte als Punkte angegeben worden, sondern diese sind auch noch miteinander durch einen Linienzug verbunden worden (wie z.B. auch bei Dollase 2013). Das darf nicht missverstanden werden als eine inhaltliche Verbindung zwischen den einzelnen Mittelwerten, sondern die Verbindungen dienen nur der Verdeutlichung von Mittelwertsunterschieden in unterschiedlichen Stichproben. So sieht man die Unterschiede einfach schneller. Eine weitere Veränderung besteht darin, dass die Reihenfolge der Items nach Größe des Mittelwertes sortiert worden ist und nicht in derselben Reihenfolge wie im Fragebogen. Hätte man die Mittelwerte in derselben Reihenfolge wie im Fragebogen dargestellt, würden die Linien im Zickzack verlaufen und die Übersichtlichkeit der Darstellung würde leiden. Deshalb wurde auf die originale Abfolge der Items im Fragebogen bei der Darstellung der Ergebnisse verzichtet.

Die Darstellung der Mittelwerte stellt also eine Vereinfachung dar, die mehr Übersichtlichkeit über die Ergebnisse liefert.

6.5 Auswertungsprobleme bei praktisch relevanten Längsschnittstudien

Das hier gewählte Prä-Post-Design mit Kontrollgruppe verlangt für die wissenschaftliche Theoriebildung eigentlich nach einer Varianzanalyse (vgl. Bortz 2005, S. 247ff). Anschließend würde man Kontraste zwischen den beiden Gruppen, Experimental- und Kontrollgruppe, zu jeweils den einzelnen Zeitpunkten bzw. im Längsschnitt berechnen. Die Berechnung einer einzelnen Varianzanalyse hätte aber eine Reihe von für praktische Verwertungen der Ergebnisse diskussionswürdige Folgen: Das N einer solchen Studie würde stark reduziert, da ja nur die an der Längsschnittstudie (an beiden Erhebungszeitpunkten) teilgenommenen Versuchspersonen bzw. Personen der Kontrollgruppe erfasst würden. Zur Praxis des Elementarbereiches gehört aber, dass das Personal eine stärkere Fluktuation hat. So erhält man ein größeres N, wenn man z.B. beim zweiten Erhebungszeitpunkt auch diejenigen Personen berücksichtigt, die an der ersten Erhebung nicht teilgenommen haben. Damit würden auch Ergebnisse signifikant, deren praktische Relevanz zweifelhaft ist. Es wird hier also der Weg der Prüfung der Unterschiede über t-Teste für abhängige bzw. unabhängige Stichproben gewählt. Unabhängige Stichproben können jeweils zu zwei Zeitpunkten gegeneinander getestet werden, d.h. die Ergebnisse der Experimentalgruppe (Familienzentren) werden zum Zeitpunkt 1 und zum Zeitpunkt 2 jeweils mit der entsprechenden Kontrollgruppe (Kindertagesstätten) verglichen. Zugleich sind zwei längsschnittliche Vergleiche möglich: Der t-Test für abhängige Stichproben von Zeitpunkt 1 zu Zeitpunkt 2 bei der Familienzentren-Gruppe und der t-Test für unabhängige Stichproben bei der Kindertagesstätten-Gruppe vom ersten zum zweiten Zeitpunkt.

Die Wahl des Signifikanzkriteriums bzw. des Signifikanzniveaus kann in praktisch relevanten Studien ebenfalls diskutiert werden. Auch wenn bspw. ein α von 5% nicht erreicht wird, also z.B. 7, 8, 9 oder 10%, so sind solche Ergebnisse unter praktischen Gesichtspunkten natürlich diskussionsfähig. Ein Ergebnis, dass unter der Nullhypothese eine Wahrscheinlichkeit von 50% hat, ist sicherlich zu vernachlässigen, aber eine, die eine Wahrscheinlichkeit von 90

statt 95% hat, dass sie nicht durch Zufall entstanden sein kann, sollte für angewandte Fragestellungen durchaus Berücksichtigung finden.

Man könnte die Gültigkeit dieser Evaluation natürlich auch auf die gegebene Region eingrenzen, d.h. also keine Schlussprozeduren auf eine imaginäre Grundgesamtheit durchführen, also zu einer rein deskriptiven Beschreibung der erhaltenen Ergebnisse zurückkehren und sich damit für praktische Zwecke zufrieden geben. Es handelt sich bei den Familienzentren um eine vollständige Erhebung bei allen Familienzentren – es ist keine Stichprobe, sondern die Grundgesamtheit. Also sind Verfahren der schließenden Statistik nicht unbedingt nötig.

Eine solche Vorgehensweise kommt den Bedürfnissen jener, die in der untersuchten Region die Familienzentren eingerichtet haben, ohnehin entgegen. Verantwortliche für den Versuch schauen bei Fragebogendaten mehr auf die Größe der Unterschiede gemessen an der Skala. Wenn sich etwa bei einer Skala von 1 bis 6 ein durchschnittlicher Notenunterschied von einer Notenstufe zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten ergibt, so überzeugt das Praktiker schon eher als ein signifikanter Befund, der nur eine halbe Skalenstufe ausmacht. Bei entsprechend enger Streuung könnte ja sogar ein noch kleinerer Skalenunterschied signifikant werden, würde aber in der Praxis nicht weiter berücksichtigt, weil etwa der Unterschied zwischen 2,4 und 2,7, auch wenn er signifikant ist, für die politische und praktische Bewertung von Unterschieden nicht sonderlich wichtig wäre.

Nun gibt es innerhalb der Statistik natürlich eine Vielzahl von Effektmaßen, von denen nicht zuletzt wegen der Zusammenstellungen von Hattie (2009, 2011) und Hattie und Yates (2014) Cohens d am bekanntesten geworden ist. d ist wie folgt definiert

$$d = \frac{\mu_1 - \mu_2}{\sigma}$$

Als σ nimmt man sinnvollerweise die Streuung zur Erstmessung und würde gewissermaßen den Mittelwertsunterschied zwischen erster und zweiter Messung bzw. zwischen Kontroll- und Experimentalgruppe an der Streuung der Experimentalgruppe messen. Es ist häufig vorgeschlagen worden, eine gemeinsame Varianz (pooled variance, hier z.B. von erster und zweiter Messung) zu benutzen, was hier allerdings aufgrund der Fragestellung der Effektivität der Familienzentren unterbleiben soll.

Der Wert d ist mittlerweile so bekannt, dass man bereits in Tabellen auf seine Übersetzung in andere Größen, etwa Korrelationskoeffizienten oder den percent of nonoverlapping data ablesen kann. Ein Korrelationskoeffizient von .40 bspw. entspricht ungefähr einem d -Wert von 0,9. Bei einer punktbiserialen Korrelation der Einstellungsskalen etwa mit der Institution von $r_{pbis} = 0,40$ (Kindertagesstätte versus Familienzentrum; 0/1 kodiert) könnte man also auf den d -Wert von 0,9 schließen. Ein d -Wert von 0,9 würde mit einem percent of nonoverlapping data von 51,6% korrespondieren. Die Werte sind aus dem effect size calculator von Dr. Lee Becker auf der Homepage der University of Colorado in Colorado Springs übernommen worden.

Auch höhere d -Werte dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei einer Wiederholungsmessung aufgrund der zwischenzeitlich vorgefallenen Erfahrungen jeder einzelnen ErzieherIn, jedes Elternteils und der LeiterInnen die Einstellungsdaten natürlich stark schwanken können. Reformen und Modellprojekte können im pädagogischen Bereich – so zeigen das die anekdotischen Erfahrungen in diesem Projekt – auch relativ schnell ihre Attraktivität verlieren, wenn damit mehr Arbeit und weniger Zufriedenheit verbunden ist. Weshalb in dieser Evaluation auch auf die Erfassung der Zufriedenheit und die subjektiv empfundene Anstrengung der Fachkräfte besonderer Wert gelegt wurde.

7 Stichprobe

Erstmessung (Prätest): Anfang des Jahres 2007 wurden LeiterInnenfragebögen an alle Kindertagesstätten der Stadt geschickt, ebenso an die in diesen Einrichtungen arbeitenden 300 ErzieherInnen und an die 500 Eltern des ausgewählten Jahrgangs. Der Rücklauf ließ insgesamt zu wünschen übrig, von den 31 Einrichtungen haben 21 geantwortet (Rücklaufquote 67%). Von den 300 ErzieherInnen haben 119 geantwortet (Rücklaufquote 39,6%). Und von den 500 Eltern haben 189 geantwortet (Rücklaufquote 37,8%).

Zweitmessung (Posttest): Auf die im Herbst 2008 verschickten Fragebögen haben wieder 21 Familienzentren von 31 geantwortet (67%), von 300 ErzieherInnen nahmen 107 (35,6%) an der Befragung teil, und von 500 Eltern 187 (37,4%).

Zusammenfassend sind diese Quoten in der folgenden Tabelle (1) ersichtlich:

Tabelle 1: Rücklaufquoten 1. und 2. Erhebung

		1. Erhebung	2. Erhebung
LeiterInnen	Verteilt	31	31
	Zurück	21	21
	Rücklaufprozent	67%	67%
ErzieherInnen	Verteilt	300	300
	Zurück	119	107
	Rücklaufprozent	39,6%	35,6%
Eltern	Verteilt	500	500
	Zurück	189	187
	Rücklaufprozent	37,8%	37,4%

Die Rücklaufquoten können im Kontext einer Evaluation, die ja auch praktische Konsequenzen hat, nicht zufriedenstellen. Ergebnisse bekommen mehr argumentatives Gewicht, wenn möglichst viele Fragebögen ausgefüllt zurückgegeben werden. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass die Rücklaufquotennorm bei postalischen Befragungen je nach Gestaltung zwischen 7-26%

liegen (vgl. Diekmann 2011, S. 517). Diese Norm wird durch den Rücklauf deutlich übertroffen. Ob durch den niedrigen Rücklauf eine Verzerrung der Ergebnisse stattfinden kann, ist in der Fachliteratur häufig diskutiert worden. Man weiß, durch entsprechende Nachuntersuchungen und Analysen derjenigen, die nicht an der Befragung teilgenommen haben, dass es eine leichte Tendenz gibt, dass die relativ aufgeschlossenen Menschen einen solchen Fragebogen eher beantworten. Eine gravierende Beeinträchtigung ist allerdings nicht anzunehmen. Vor allem: für die Unterschiede zwischen Kontroll- und Versuchsgruppe sind solche etwaigen Tendenzen irrelevant, da sie ja für beide Gruppen gleich sind.

8 Darstellung der Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse ist wegen der gewählten statistischen Überprüfung (t-Teste für unabhängige und abhängige Stichproben) darum besonders unübersichtlich, weil man insgesamt vier Vergleiche durchführen kann:

1. der Vergleich zwischen Experimental- und Kontrollgruppe bei der ersten Messung
2. der Vergleich zwischen Experimental- und Kontrollgruppe bei der zweiten Messung
3. der Vergleich zwischen Anfangs- und Endmessung bei der Experimentalgruppe
4. der Vergleich zwischen Anfangs- und Endmessung bei der Kontrollgruppe

Im Idealfall sprechen die Ergebnisse besonders deutlich dann für die Familienzentren, wenn es bei den querschnittlichen Vergleichen zu deutlichen Unterschieden zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten kommt und wenn gleichzeitig ein pädagogisch positiv zu bewertender Gewinn von der ersten zur zweiten Messung, insbesondere bei den Familienzentren, also der

Experimentalgruppe, vorliegt. Dieser Fall ist nicht unbedingt zu erwarten, da Personen in den Kontrollgruppen ja auch etwas über den Modellversuch erfahren und sich unter Umständen bemühen werden, ihre Arbeit zu verbessern. Diese Überlegungen sind durch Lösel und Nowack (1987) belegt worden, und sind im vorliegenden Versuch nicht zu vermeiden gewesen. In der Kontrollgruppe gab es möglicherweise, das konnte bei qualitativen Erhebungen nicht genau festgestellt werden, doch einige LeiterInnen bestimmter Träger, die dem Modellversuch mit großer Skepsis von Anfang an gegenüber gestanden und einen gewissen Ehrgeiz darauf gelegt haben, ebenfalls gute Ergebnisse zu erzielen. Bei alledem darf man nicht vergessen, dass auch signifikante oder als praktisch relevant erkannte Unterschiede bei der Anfangsmessung im Grunde genommen schon auf eine einjährige Laufzeit zurückgehen und durchaus als „Modelleffekte“ interpretiert werden können. Dann wäre die zweite Messung ein Jahr später in gewisser Weise als quasi Langzeiteffekt zu deuten. Was voraussetzt, dass man eine dreijährige Modellphase für Institutionen des Elementarbereichs als „lang“ bewerten würde.

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt also je Variablenbereich in allen geschilderten vier Prüfmöglichkeiten. Am Ende einer solchen Prüfung sollte dann eine kurze Zusammenfassung unter dem Gesichtspunkt stehen, ob sich die Familienzentren als neue institutionelle Form bewährt haben bzw. sogar die Kontrollgruppe übertreffen konnten.

Die Alternativen zu dieser Darstellung – z.B. erst Darstellung der Anfangsmessung, dann die Darstellung der Endmessung in allen Bereichen, dann die Längsschnittuntersuchung für Familienzentren in allen Variablenbereichen und am Ende die Darstellung der Längsschnittunterschiede für die Kontrollgruppe in allen Bereichen – werden hier verworfen, weil der Zusammenhang für den Leser dann nicht so leicht herzustellen ist, als wenn Variablenbereich für Variablenbereich in allen vier Perspektiven der Auswertung dargestellt wird.

Die optimale Form der graphischen Darstellung von Mittelwerten ist bekannt. Die Streuung sollte erkenntlich sein und Variable für Variable einzeln dargestellt werden. Im Idealfall hätte man für erste und zweite Messung in beiden Gruppen

also vier Normalverteilungen der einzelnen Skalenwerte zu zeichnen. Das ist mit Sicherheit zu aufwändig, auch zu aufwändig für einen Anhang, weshalb hier nur die Mittelwerte je Variablenbereich dargestellt werden, und zwar mehrere Variablen in einer Darstellung. Die Mittelwerte werden sortiert nach einer Messung (meist Anfangsmessung) oder einer Gruppe (z.B. ErzieherInnen) und aus Gründen der Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung mit einem Linienzug verbunden, obwohl es keine inhaltlichen Verbindungen von einer Variablen zur anderen Variable gibt. Die alternative Darstellungsmöglichkeit, die zwar korrekt wäre, nämlich die Darstellung der Mittelwerte als isolierte Punkte, scheidet hier aus, weil bei vier möglichen Messungen die Übersicht dann vollständig verloren geht.

Da auch vier Linien u.U. für graphische Unübersichtlichkeit stehen können, wird bei der ersten Erhebung zur Kontrolle nur die Experimental- und Kontrollgruppe dargestellt und dann in einer zweiten Darstellung die Ergebnisse der zweiten Erhebung darüber projiziert, so dass die Veränderungen ohne Weiteres erkenntlich sind.

8.1 Ergebnisse der LeiterInnenbefragung

Die LeiterInnenbefragung hatte in der vorliegenden Untersuchung die Funktion, das Treatment genauer zu beschreiben. In der Laborforschung wird das Treatment gesetzt und vom Experimentator kontrolliert. In der angewandten Wissenschaft ist die korrekte Einhaltung laborexperimenteller Kriterien nicht möglich, da sich ein Experimentieren mit Kindern im Bereich der Vorschul-erziehung verbietet und auf den schärfsten Widerstand der Eltern stößt. So bedeutet dieses für die vorliegende Studie, dass nicht nur die Familienzentren entsprechend den Zielvorgaben ausgestattet werden müssen, sondern es muss auch darauf geachtet werden, dass die Kindertagesstätten nicht zu weit hinter den neu gesetzten Standards zurückfallen. So darf es dann nicht wundern, wenn die Kindertagesstätten stellenweise eine gute, unter Umständen je nach Standort und Problemlage, auch bessere Ausrüstung vorweisen konnten. Auf

der anderen Seite ist der kontrollierende Druck der übergeordneten Stellen auf Umsetzung eines neuen Modells, Familienzentren, unübersehbar und hat die Träger vor Ort mehr oder weniger gezwungen, auch besondere Anstrengungen zur Förderung der Familienzentren zu unternehmen.

In der Praxis der Steuerung von Ausstattung und Ressourcen der Einrichtungen im Elementarbereich wirken diese Zwänge im experimentalpsychologischen Sinne als entkontrastierend, d.h. das Treatment wird sich nur subtil und in einigen wenigen Parametern von der Arbeitsweise und Ausstattung der normalen Kindertagesstätten unterscheiden. Aus diesem Grund ist eine empirische Untersuchung des Treatments durch eine LeiterInnenbefragung notwendig, auf die auch die Träger gedrängt haben, die einen großen Teil der Fragen dieser Untersuchung zu beantworten haben.

Im Fragebogen für die LeiterInnen wurde insbesondere danach geforscht, ob sich die Familienzentren von den Kindertagesstätten unterscheiden, ob sie das Angebot schon verändert haben, um abschätzen zu können, ob schon in der Startphase die Zielsetzungen in den Familienzentren als Orientierungspunkte wirksam gewesen sind. Grundlage war der Katalog von Forderungen aus dem Startjahr 2006.

Zu Beginn der zweiten Erhebung im Herbst 2008 waren viele der vorgeschriebenen Kriterien in den Familienzentren bereits erreicht. Allerdings klafft hier hin und wieder zwischen den Ergebnissen dieser Umfrage und den offiziellen Statistiken eine Lücke. Diese ist zum Teil dadurch begründet, dass nicht alle LeiterInnen des Versuchs und der Kindertagesstätten an der Befragung teilgenommen haben sowie dadurch, dass sich zwischen Anordnung und Realisierung oftmals zeitliche Verzögerungen ergeben haben, sodass beschlossene Maßnahmen noch nicht in der Praxis angekommen sind.

Bei der ersten Erhebung Anfang 2007 haben 12 LeiterInnen der Familienzentren teilgenommen und 11 LeiterInnen von Kindertagesstätten. Bei der zweiten Erhebung Ende 2008 haben 14 LeiterInnen von Familienzentren

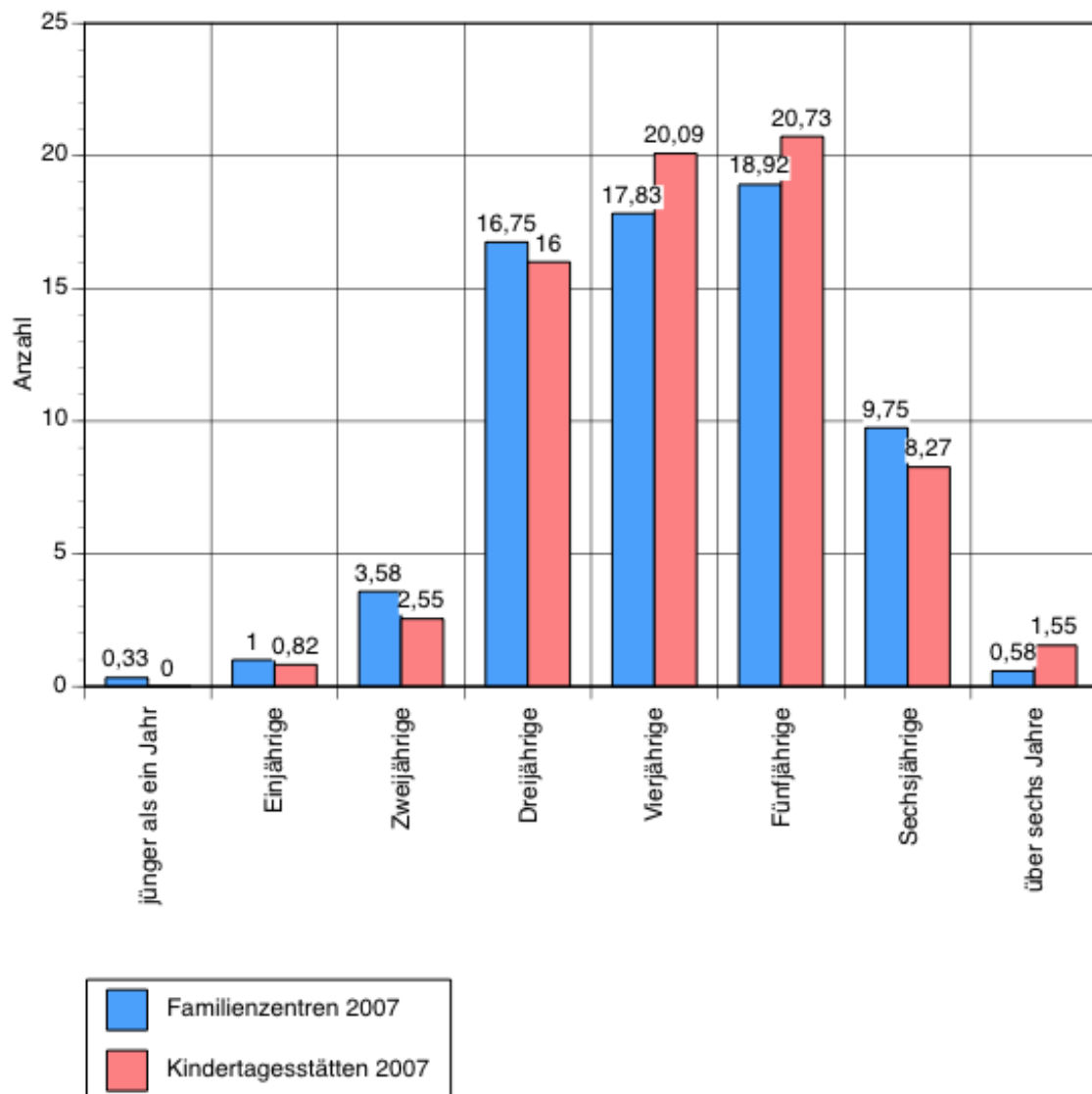
und 10 LeiterInnen normaler Kindertagesstätten an der Befragung teilgenommen. Auf eine Signifikanzprüfung wird wegen des geringen N verzichtet

8.1.1 Anzahl der Kinder

Bei der Auswertung der Antworten von einer so geringen Anzahl von Personen stellt sich die Frage, wie man Unterschiede bewerten soll. Diese Frage muss von Item zu Item unterschiedlich beantwortet werden.

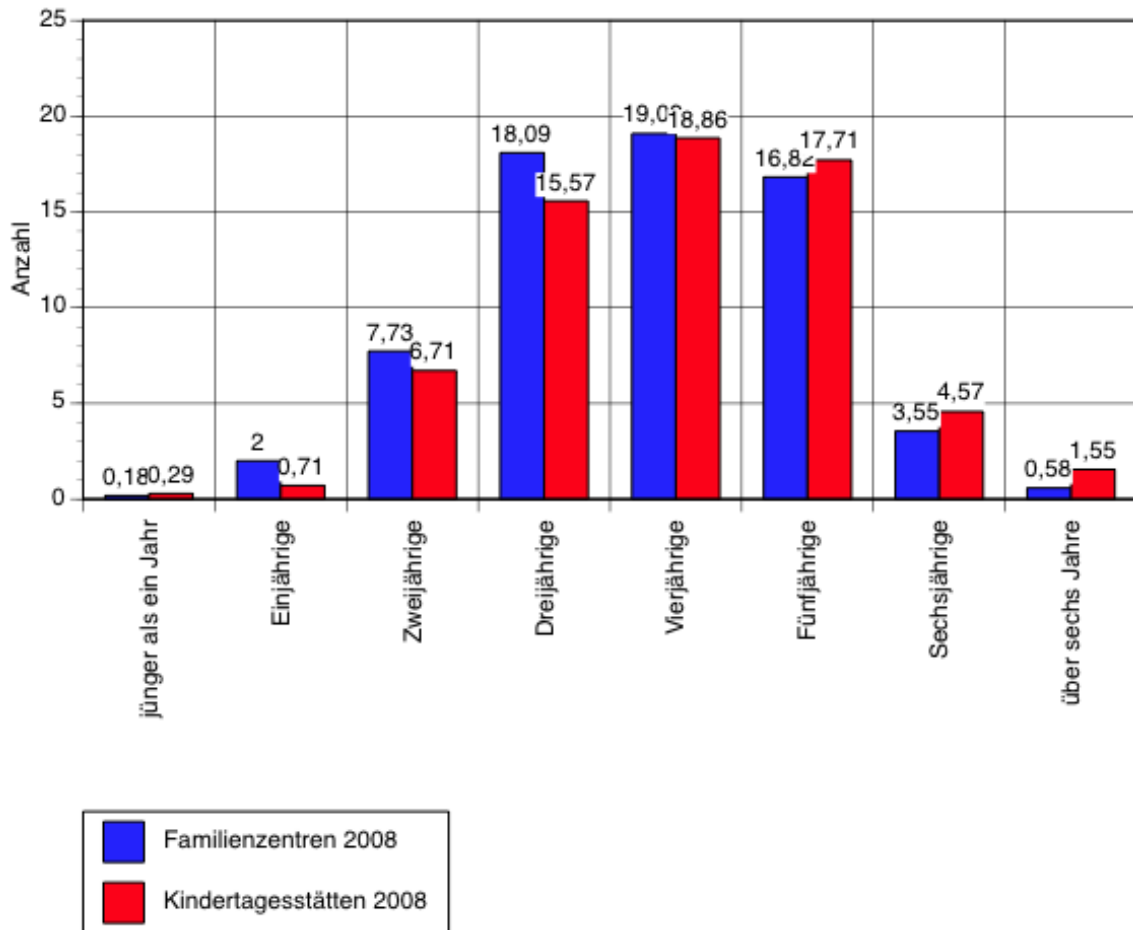
In Abbildung 2 sind die LeiterInnenantworten zu der Anzahl der Kinder je nach Alter bei der ersten Erhebung wiedergegeben, wobei erkenntlich ist, dass die Familienzentren bei den jüngeren Kindern (Dreijährige und jünger) im Durchschnitt etwas mehr Kinder haben. Auch wenn diese Werte geringfügig sind, etwa ein Kind Unterschied, so kann gerade bei den Zweijährigen ein Kind zusätzlich natürlich erheblich mehr Arbeit machen, weil man bei Zweijährigen nach internationalen Standards von sehr kleinen Gruppengrößen ausgeht und die Pflege, Betreuung, Anregung und Bildung dieser sehr jungen Kinder schon mal über längere Zeit eine Einzelbetreuung erfordert. Auch bei den Kindern über sechs Jahren gibt es einen Unterschied von durchschnittlich einem Kind – auch bei den Vier- bis Sechsjährigen – zulasten der Kindertagesstätten, wobei ältere Kinder sich leichter in einer größeren Gruppe einfügen können und deshalb nicht so viel Arbeit machen. Insgesamt aber sind die Unterschiede in Abbildung 2 als geringfügig zu bewerten.

Abbildung 2: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



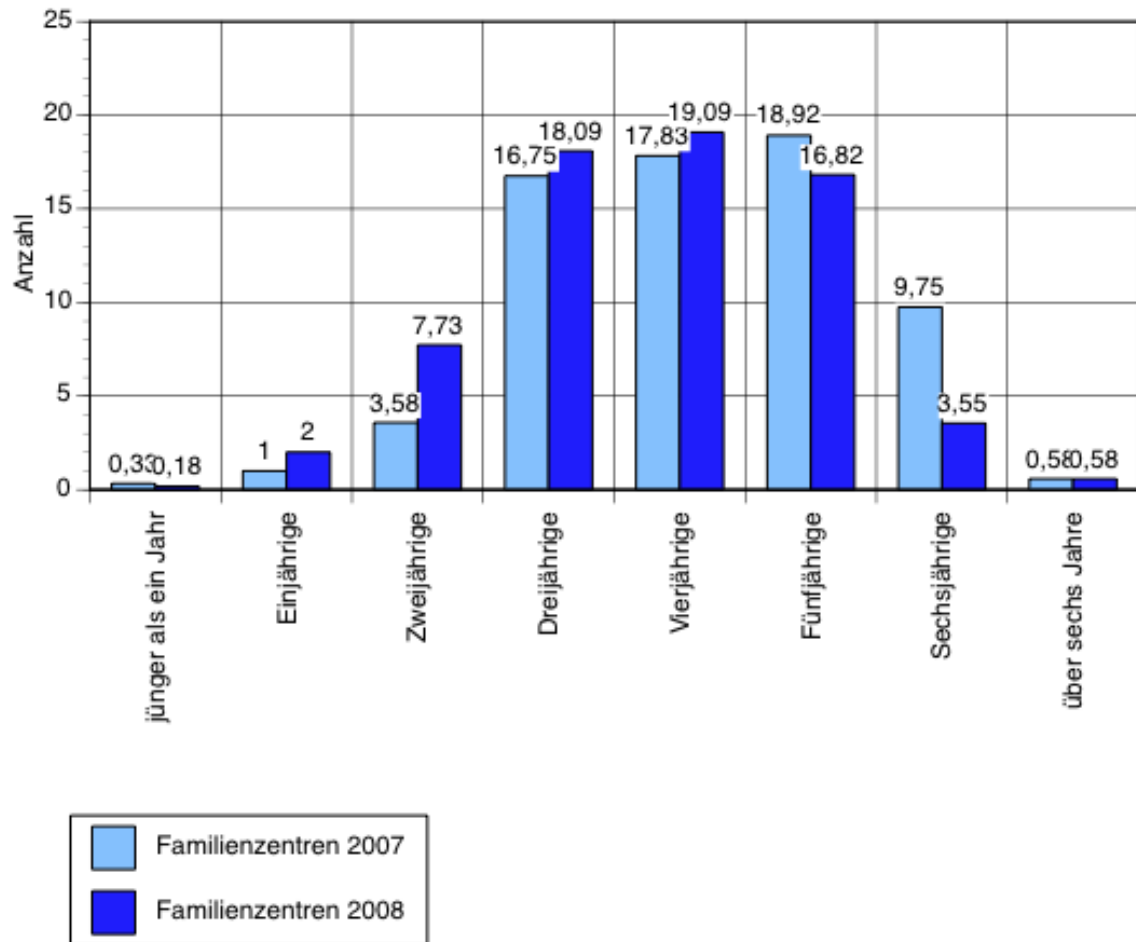
In Abbildung 3 sind die gleichen Ergebnisse für die zweite Erhebung gezeigt und es ist ein ähnlicher Trend zu erkennen, wobei allerdings bei den Dreijährigen nunmehr doch ungefähr 3 Kinder im Durchschnitt mehr in den Familienzentren untergebracht sind. Das reflektiert die genuinen Aufgaben der Familienzentren, die sich insbesondere um die U3 Förderung kümmern müssen.

Abbildung 3: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



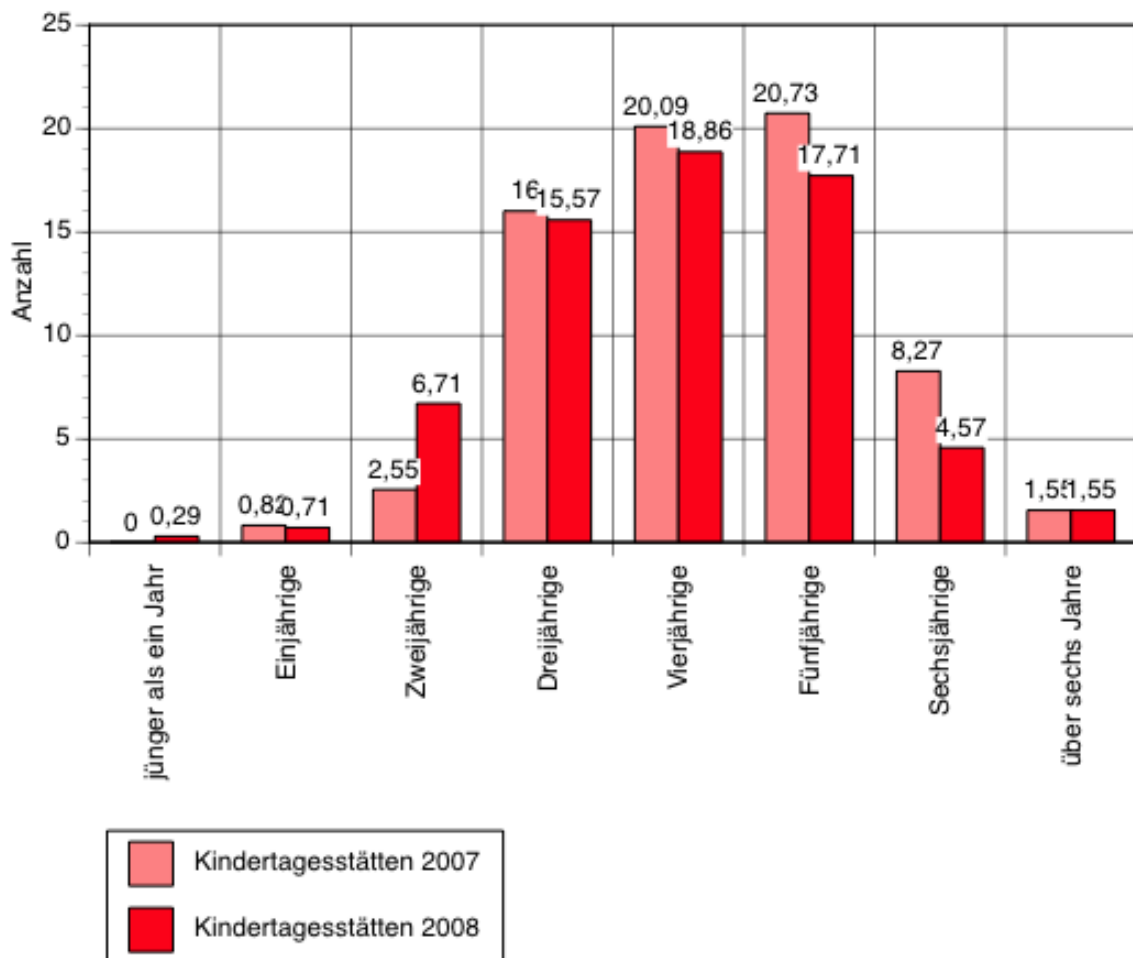
In Abbildung 4 sind die Ergebnisse zum besseren Vergleich nochmal allein für die Familienzentren von Anfangs- nach Endmessung abgebildet. Man erkennt hier besonders deutlich den Zuwachs an Zweijährigen und Einjährigen, aber auch bei den Dreijährigen gibt es einen Unterschied von etwa knapp über einem Kind im Durchschnitt.

Abbildung 4: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich 2007 und 2008



In Abbildung 5 ist der entsprechende Vergleich noch einmal nur für die Kindertagesstätten präsentiert, auch hier sieht man, dass es gemäß dem allgemeinen Trend bei den Zweijährigen einen Anstieg von der ersten zur zweiten Messung gegeben hat.

Abbildung 5: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich 2007 und 2008

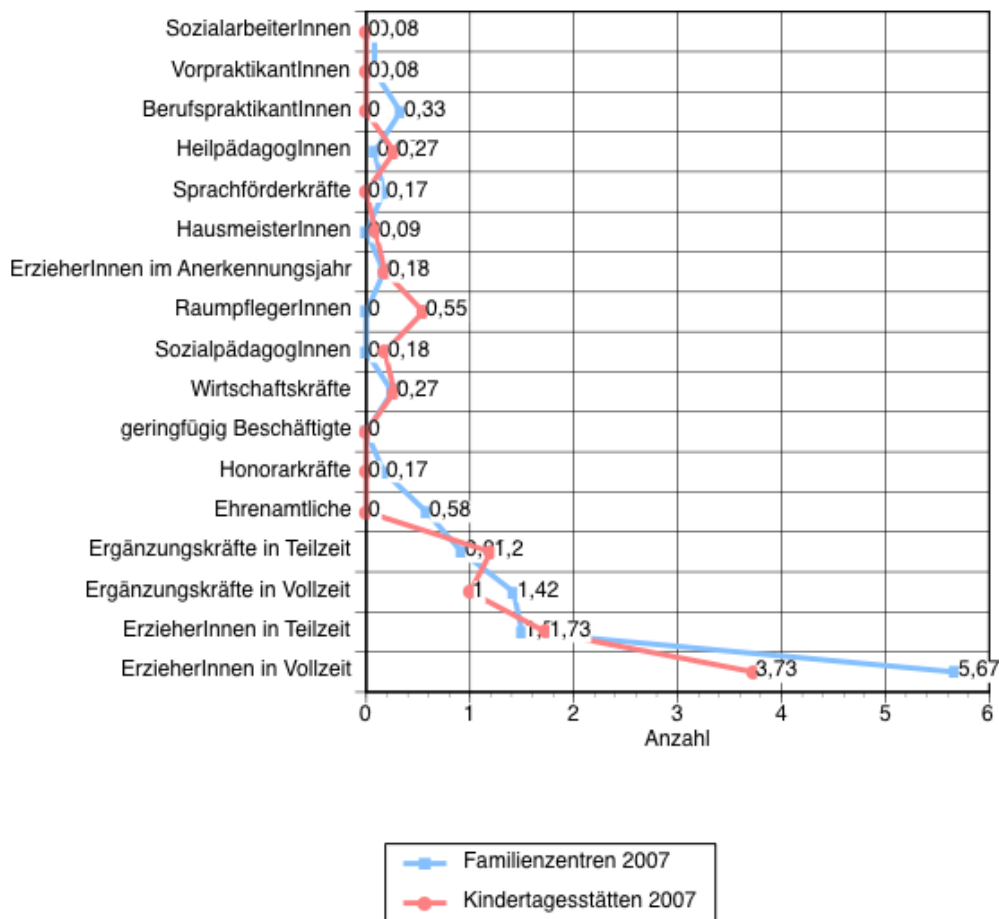


Der Hintergrund für die gleichzeitige Abnahme der etwas älteren Kinder in den Kindertagesstätten ist der demographische Wandel, im Untersuchungsgebiet ist die Zahl der Kinder insgesamt zurückgegangen – von Stadtteil zu Stadtteil allerdings unterschiedlich stark. Die U3-Betreuung in den Einrichtungen des Elementarbereichs wurde auch mit dem Nebengedanken durchgeführt, dass die Existenz der Einrichtung durch Aufnahme der jüngeren Kinder nicht gefährdet wird, weil die Gesamtzahl der zu betreuenden Kinder bzw. der gesamte Aufwand durch die zu betreuenden Kinder identisch bleiben dürfte. Jüngere Kinder erfordern mehr Personen als ältere Kinder. Der demographische Knick sollte also durch die Aufnahme der jüngeren Kinder kompensiert werden.

8.1.2 Anzahl des Personals in den Einrichtungen

In einem weiteren Teil des Fragebogens wurde nach der Anzahl des beschäftigten pädagogischen bzw. auch des nicht-pädagogischen Personals gefragt. Die Erwartung wäre, dass einer veränderten Anzahl von Kindern auch das entsprechende Personal gegenüber steht, zumal in den Familienzentren auch zahlreiche bislang nicht typisch pädagogische Aufgaben geleistet werden sollten.

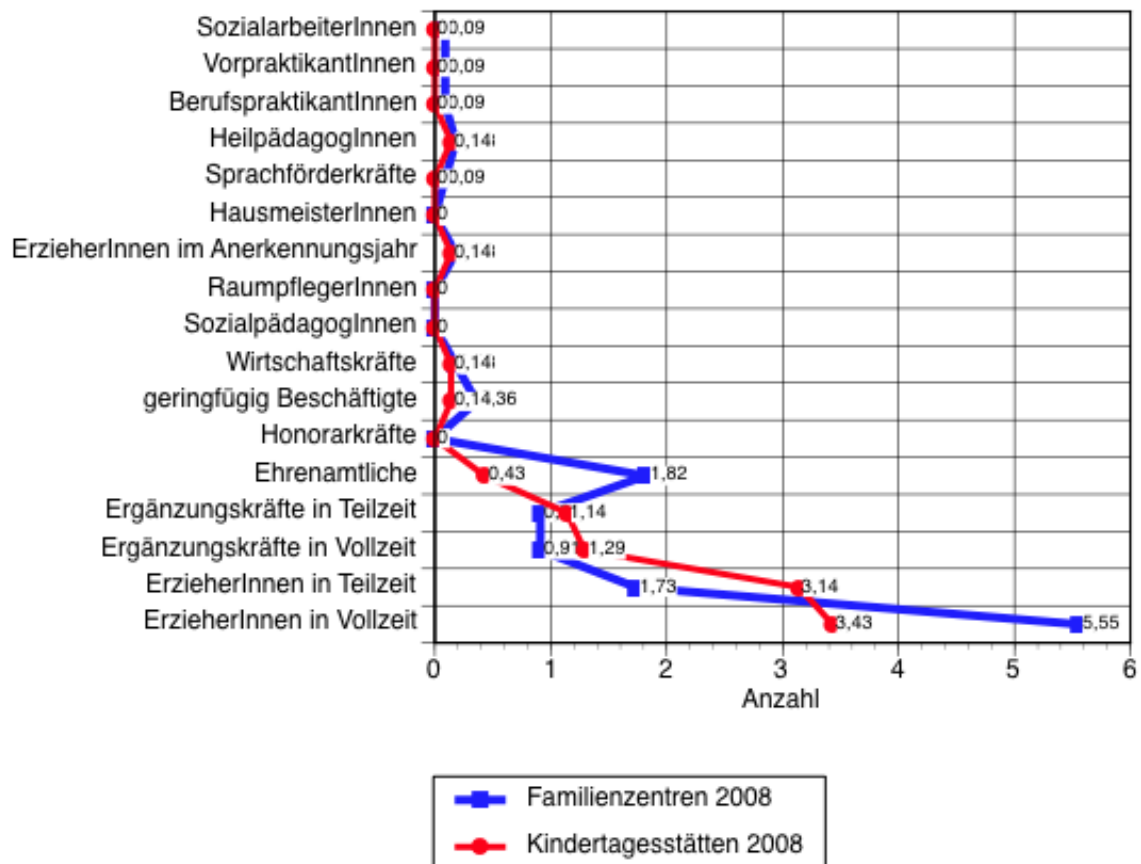
Abbildung 6: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



In Abbildung 6 ist das Personal bei der Anfangsmessung und in Abbildung 7 bei der Endmessung aufgezeigt und zwar als Vergleich zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten, einmal 2007, einmal 2008. Besonders relevant in Abbildung 6 erscheint der Unterschied der Anzahl ErzieherInnen in Vollzeit. Bei

den Kindertagesstätten arbeiten im Durchschnitt 3,73 ErzieherInnen in Vollzeit, während es in den Familienzentren 5,67 sind. Dieser Unterschied bleibt im Wesentlichen auch bei der Endmessung erhalten (3,43 in Kindertagesstätten zu 5,55 in Familienzentren). Bei der Endmessung fällt überdies auf, dass die Zahl der Ehrenamtlichen in den Familienzentren wesentlich höher ist (1,8 im Vergleich zu 0,43). Die anderen Unterschiede bei Anfangs- und Endmessung fallen nicht so sehr ins Gewicht, unter anderem auch in Einzelposten (wie RaumpflegerInnen) bei der ersten Erhebung, deren Zahl in den Kindertagesstätten einer falschen Zurechnung zu verdanken ist. Die Reinigung wird durch den Träger organisiert und nicht durch das Familienzentrum bzw. die Kindertagesstätte selbst.

Abbildung 7: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



In den beiden anderen Darstellungen, Abbildung 8 und Abbildung 9, erkennt man die Veränderungen im Personalschlüssel von 2007 nach 2008 in den Familienzentren bzw. den Kindertagesstätten. Relevant erscheint in den Familienzentren die schon erwähnte Zunahme der Anzahl von Ehrenamtlichen und bei den Kindertagesstätten die Zunahme der Anzahl der ErzieherInnen in Teilzeit, die von 1,73 auf 3,14 zugenommen hat. Der Rückgang bei den RaumpflegerInnen wurde bereits als Zurechnungsfehler beschrieben.

Abbildung 8: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008

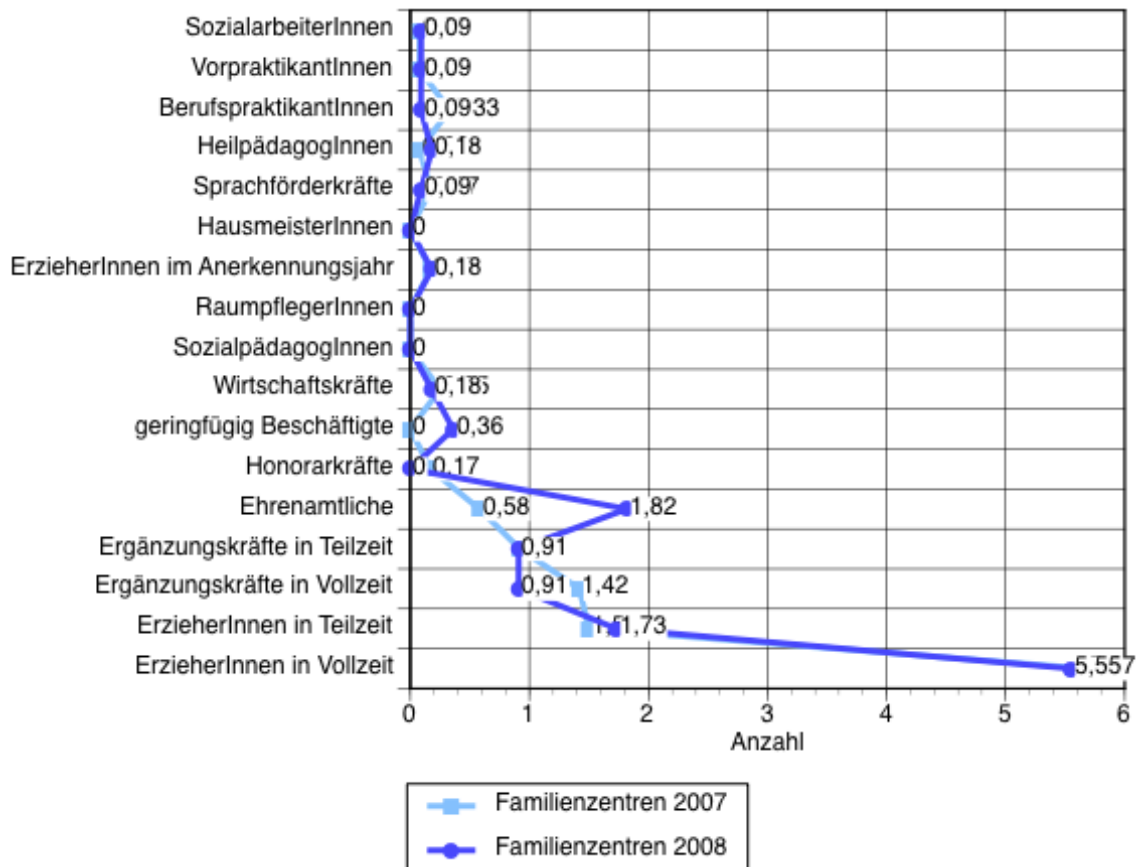
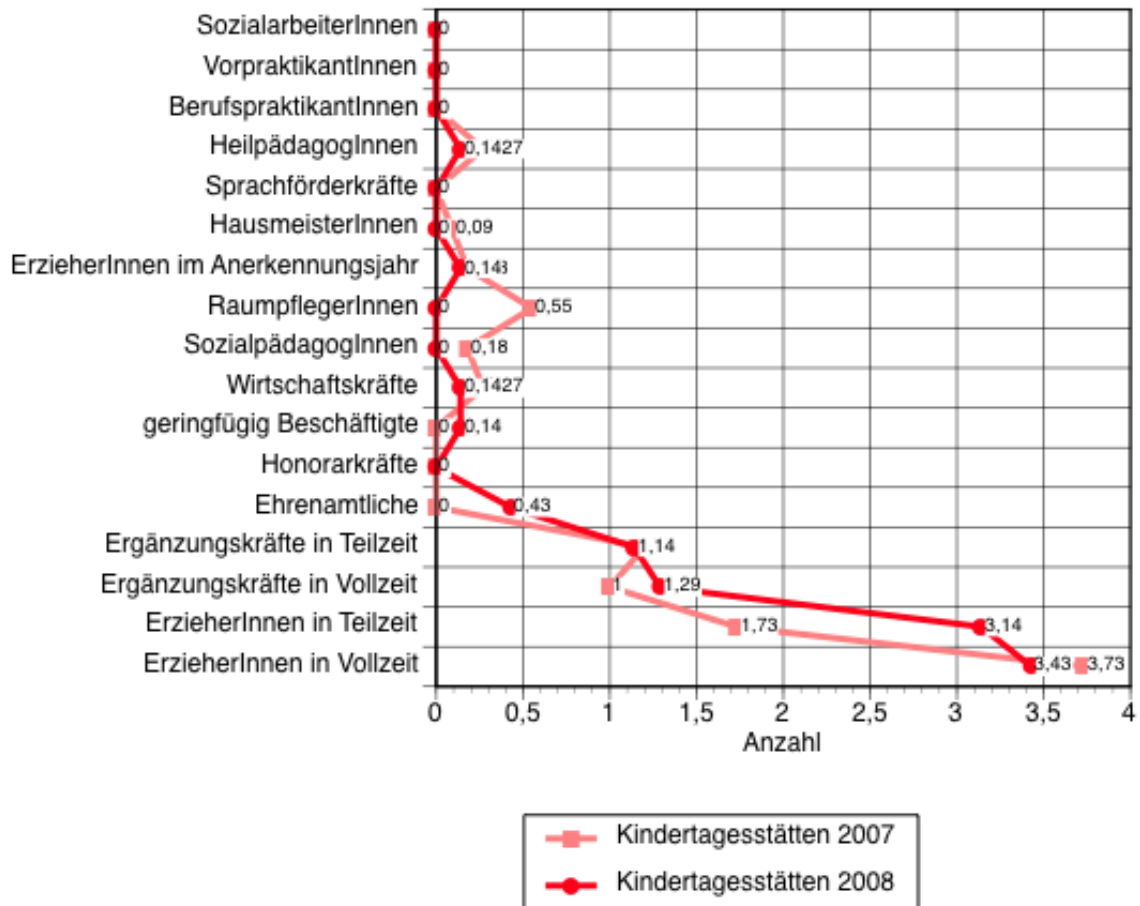


Abbildung 9: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008



Man kann nun generell davon ausgehen, dass das Personal in engen Grenzen zugenommen hat, und zwar in beiden Einrichtungen, dass aber die Anzahl der ErzieherInnen in Vollzeit in den Familienzentren deutlich höher liegt. Damit haben die Familienzentren der gewachsenen Anzahl von Aufgaben und Funktionen auch durch die gestiegene Personalausstattung Rechnung getragen.

8.1.3 Stundenanzahl des Personals in den Einrichtungen

Eine weitere Kontrolle, ob die Anzahl des Personals in den unterschiedlichen Kategorien auch der eben gemachten Aussage entspricht, dass die Ausstattung der Familienzentren sich den Zielvorgaben annähern musste, ist durch die Betrachtung der durchschnittlichen Stundenzahl des jeweiligen Personals möglich. In den Abbildungen 10 und 11 wird vor allen Dingen deutlich, dass die Stundenzahl der Ergänzungskräfte und auch der ErzieherInnen in Teilzeit variieren kann und zwar liegen beide Einrichtungen in diesen Bereichen bei der ersten Erhebung noch nah beieinander, ein Jahr später haben die Kindertagesstätten bei den teilzeitbeschäftigten ErzieherInnen und den vollzeitbeschäftigten Ergänzungskräften deutlich höhere durchschnittliche Stundenzahlen.

Abbildung 10: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Stundenzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten

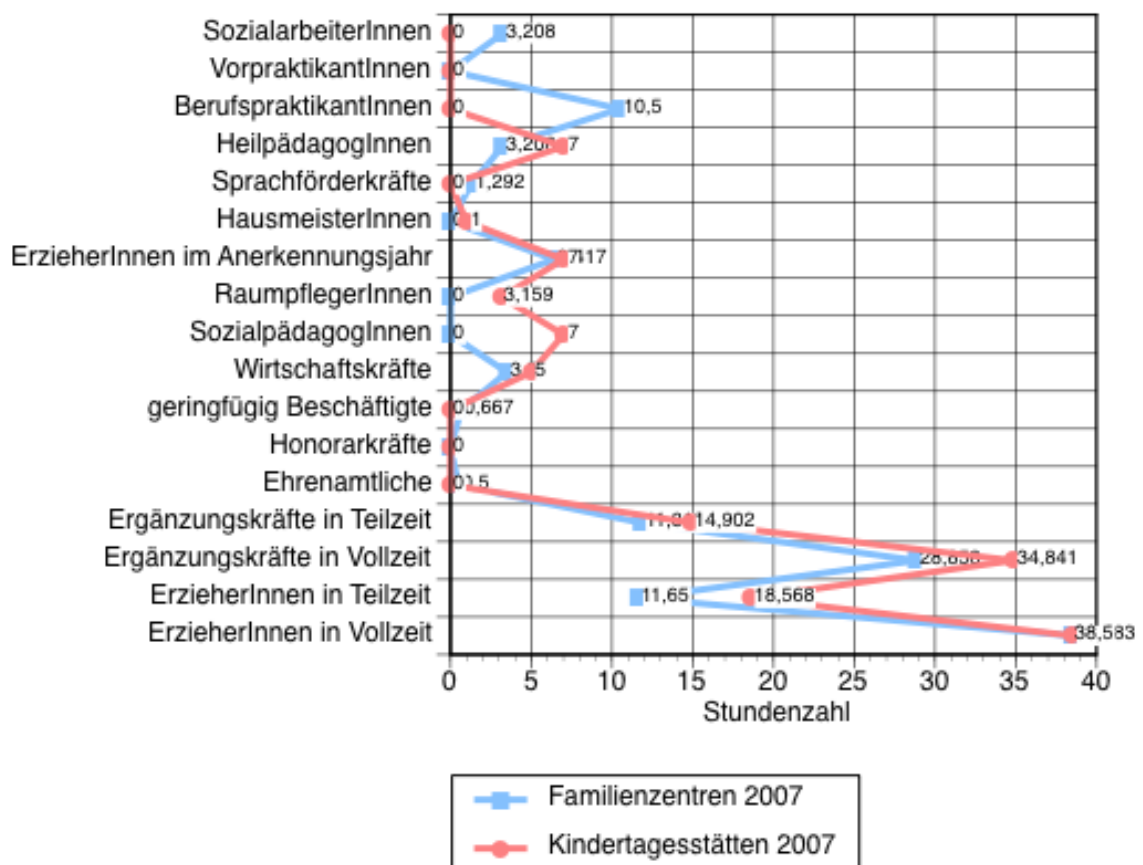
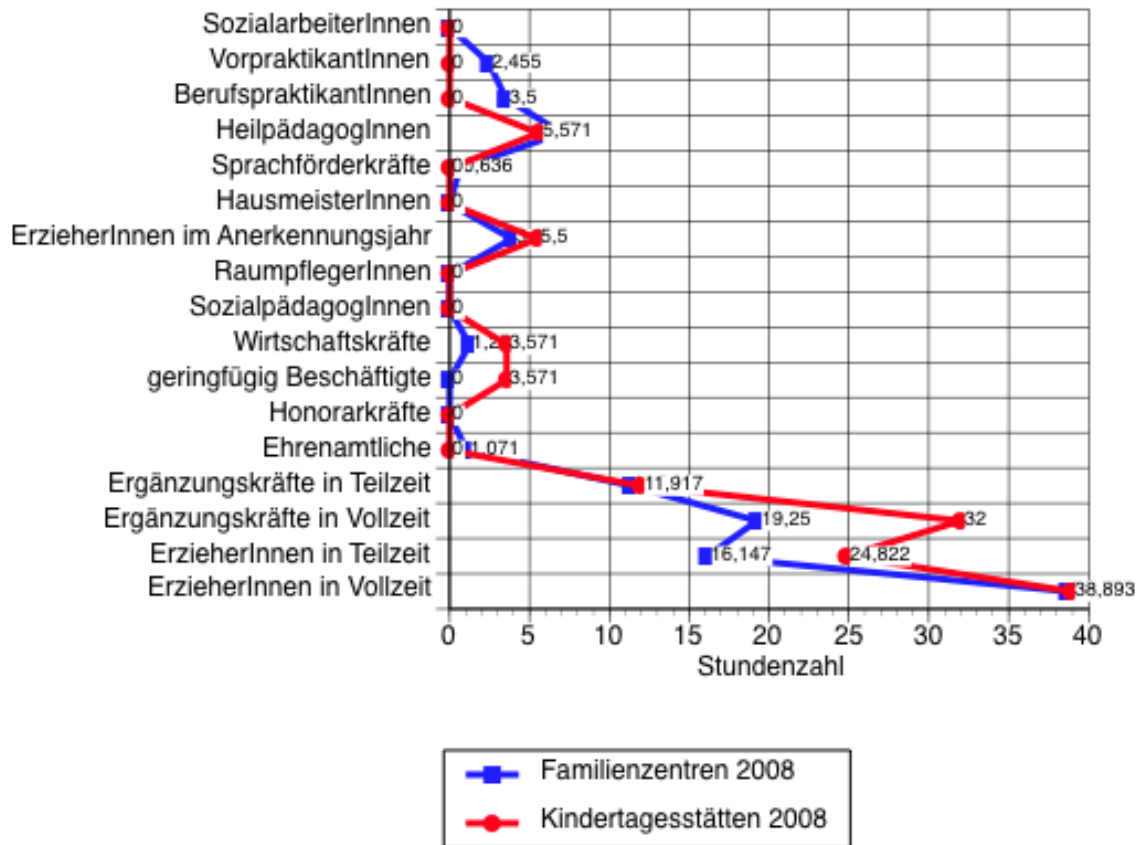


Abbildung 11: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



Familienzentren sind etwas besser mit Berufspraktikanten und Vorpraktikanten ausgestattet. Dass Ergänzungskräfte in Vollzeit in den Familienzentren 19,25 Stunden haben, hängt unter Umständen auch damit zusammen, dass einige Kräfte in zwei oder mehr Einrichtungen beschäftigt sind. Also von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz wandern müssen. Generell lässt sich sagen, dass die Familienzentren gegenüber den Kindertagesstätten im Jahr 2008, also am Ende der Erprobungsphase, nicht besser dastehen, was die durchschnittliche Stundenanzahl des Personals anbelangt. Allerdings muss das im Zusammenhang gesehen werden mit der größeren Zahl von ErzieherInnen in Vollzeit in den Familienzentren.

Auch die Abbildungen 12 und 13, die noch einmal den Wandel der Stundenanzahl von 2007 nach 2008 sowohl für die Familienzentren als auch für die Kindertagesstätten zeigen, deuten eine Konvergenz der Stundenäquivalente in beiden Einrichtungen an.

Abbildung 12: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008

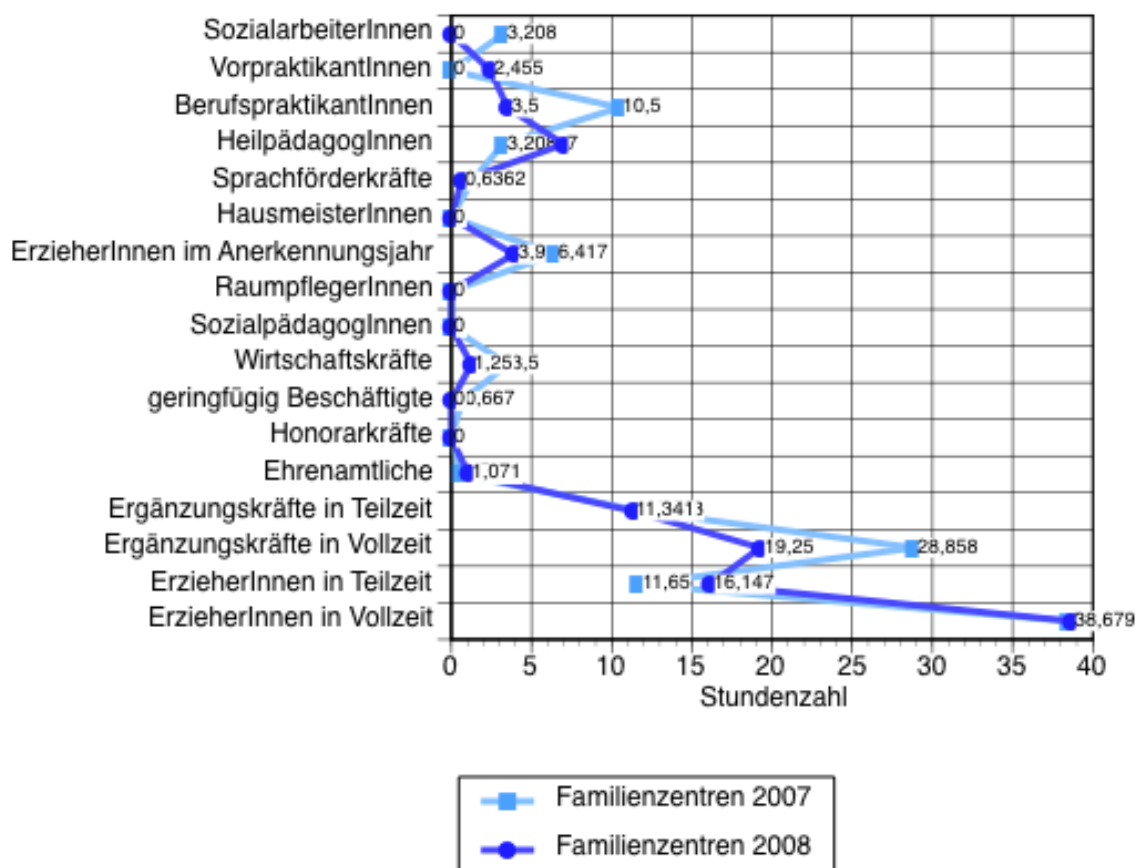
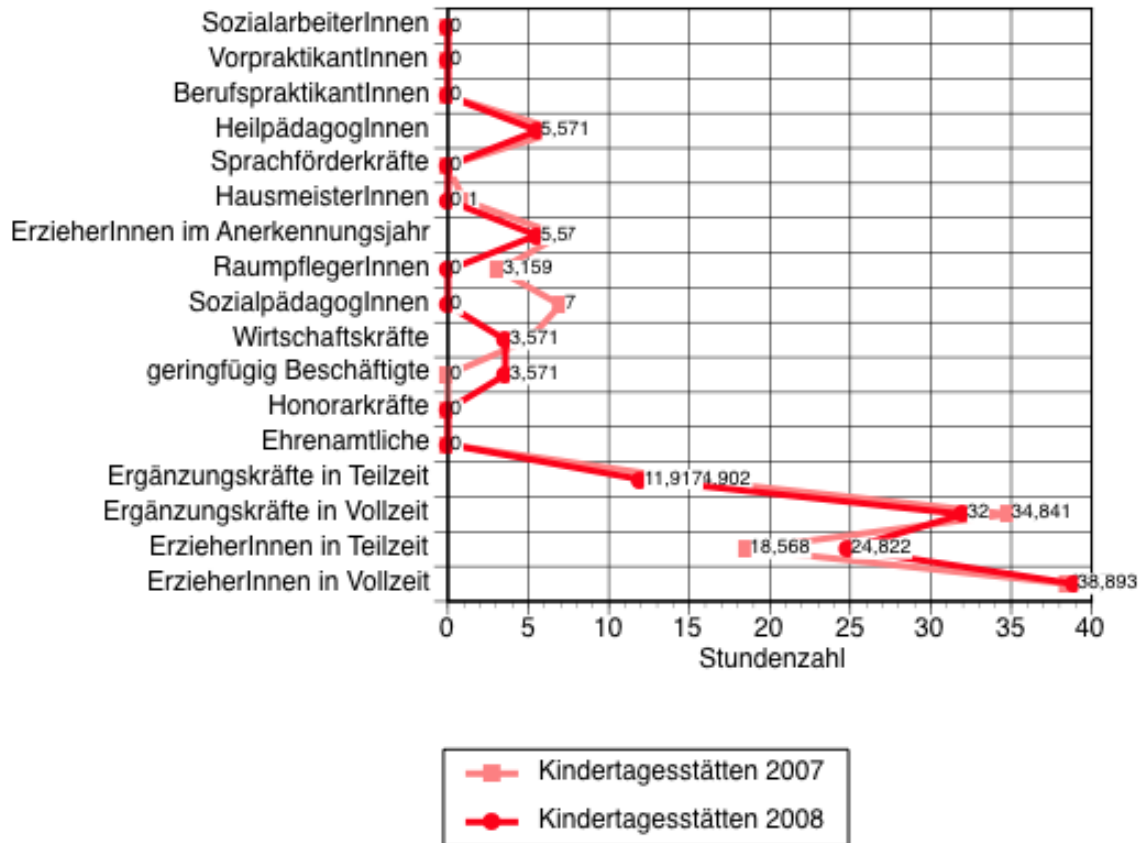


Abbildung 13: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008



Für eine angewandte wissenschaftliche Betrachtung zeigen die Ergebnisse zum Personal, dass sich Kindertagesstätten und Familienzentren nicht dramatisch voneinander unterscheiden. Der Grund liegt darin, dass auch in den Einrichtungen der Kontrollgruppe, auch wegen deren Proteste, im Interesse der Kinder und Eltern positive, gute und leistungsfähige Angebote gemacht werden müssen. Das verbietet eine dramatische Schlechterstellung der Kindertagesstätten. Die Ansprüche der Kindertagesstätten, die sich nicht als Familienzentren bereit erklärt haben, müssen je nach Bedarf befriedigt werden. Gleichzeitig erkennt man aber an den Daten, dass die zusätzlichen Aufgaben auch mit zusätzlichem Personal bzw. auch mit zusätzlichen Stunden der Ergänzungskräfte bzw. des Zusatzpersonals erledigt werden müssen. Man könnte also zusammenfassen, dass die Erprobungseinrichtung Familien-

zentrum für jüngere Kinder und auch für zusätzliche Aufgaben die entsprechenden etwas höheren Ressourcen im Personal bekommen hat.

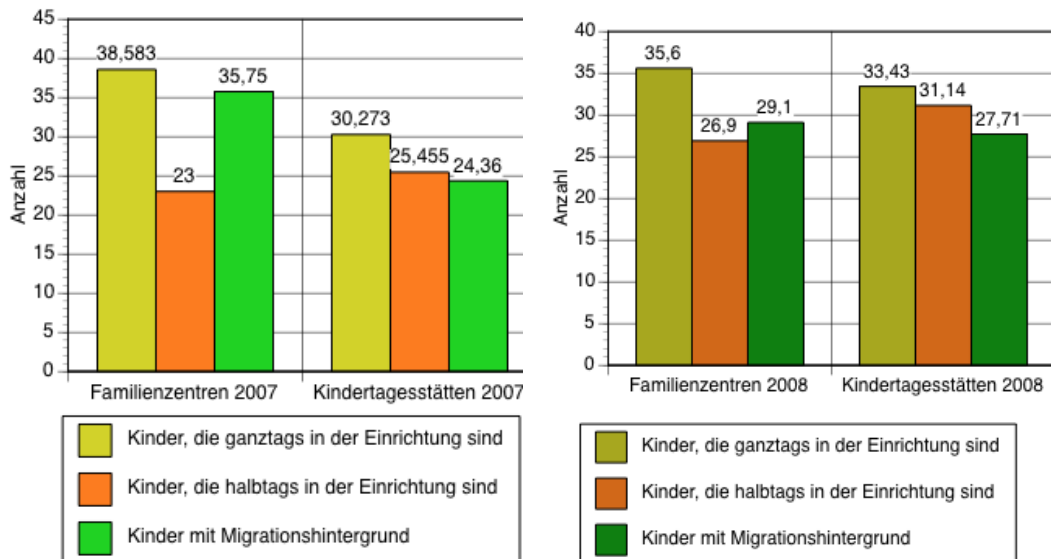
8.1.4 Unterbringungsdauer und Migrationshintergrund der Kinder in den Einrichtungen

Die reine Anzahl der Kinder (s.o.) gibt allein noch keinen Aufschluss darüber, ob Familienzentren und Kindertagesstätten gleich stark ausgelastet sind, selbst wenn verschiedene Altersgruppen berücksichtigt werden. Kinder können von ihren Eltern in NRW nämlich in unterschiedlich langen Zeitkontingenten (z.B. halbtags oder ganztags) in die Kindertagesstätten bzw. die Familienzentren geschickt werden. Abbildung 14 ist eine zusammenfassende Darstellung über die Anzahl der Kinder, die halbtags bzw. ganztags in Familienzentren bzw. Kindertagesstätten untergebracht sind. Man sieht deutlich, dass die Anzahl der Kinder, die ganztags in der Einrichtung sind, bei der ersten Messung in den Familienzentren klar höher ist als in den Kindertagesstätten (38,6 zu 30,3). Auch die Anzahl der Kinder mit Migrationshintergrund ist bei der Anfangsmessung in den Familienzentren deutlich größer als bei den Kindertagesstätten (35,6 zu 24,4). Bei den Kindern, die nur halbtags in der Einrichtung sind, ist die Zahl bei den Kindertagesstätten sowohl bei der ersten wie auch zweiten Erhebung leicht höher als bei den Familienzentren (25,5 zu 23 bei der ersten Erhebung und 31,1 zu 26,9 bei der zweiten Erhebung). Vergleicht man nur die Endmessung, die ja in gewisser Weise den ab dann regulären Zustand von Familienzentren und Kindertagesstätten widerspiegelt, dann ist auch hier eine Konvergenz der Bedingungen festzustellen, mit einem leichten Plus der Anzahl von Kindern, die ganztags im Familienzentrum sind (35,6 zu 33,4), und ein leichtes Plus bei den Kindern mit Migrationshintergrund bei den Familienzentren (29,1 zu 27,7). Die Zahl der halbtags eine Einrichtung besuchenden Kinder ist in den Kindertagesstätten geringfügig höher (31,1 zu 26,9).

Auch hier ist die Erklärung durchaus im Sinne der Zielsetzung von Familienzentren: Wegen der besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist eine

Ganztagsunterbringung in den Familienzentren zentraler als in den Kindertagesstätten.

Abbildung 14: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 und 2008 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder nach Unterbringungsdauer (halbtags, ganztags) und Migrationshintergrund in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten



8.1.5 Angebotsspektrum der Einrichtungen

Anzahl der Kinder, Anzahl des pädagogischen Fachpersonals und deren Stundenzahl sind wichtige Kenngrößen des Treatments. Um die Unterschiede aber pädagogisch relevant zu beschreiben, ist es notwendig auch das Angebot an Tätigkeiten in Familienzentren und Kindertagesstätten auf Unterschiedlichkeit zu prüfen, um Anhaltspunkte für die Interpretation der gefundenen Ergebnisse bei ErzieherInnen und Eltern zu finden. In den folgenden Abbildungen 16 bis 21 werden solche Unterschiede in der Angebotsstruktur dargestellt.

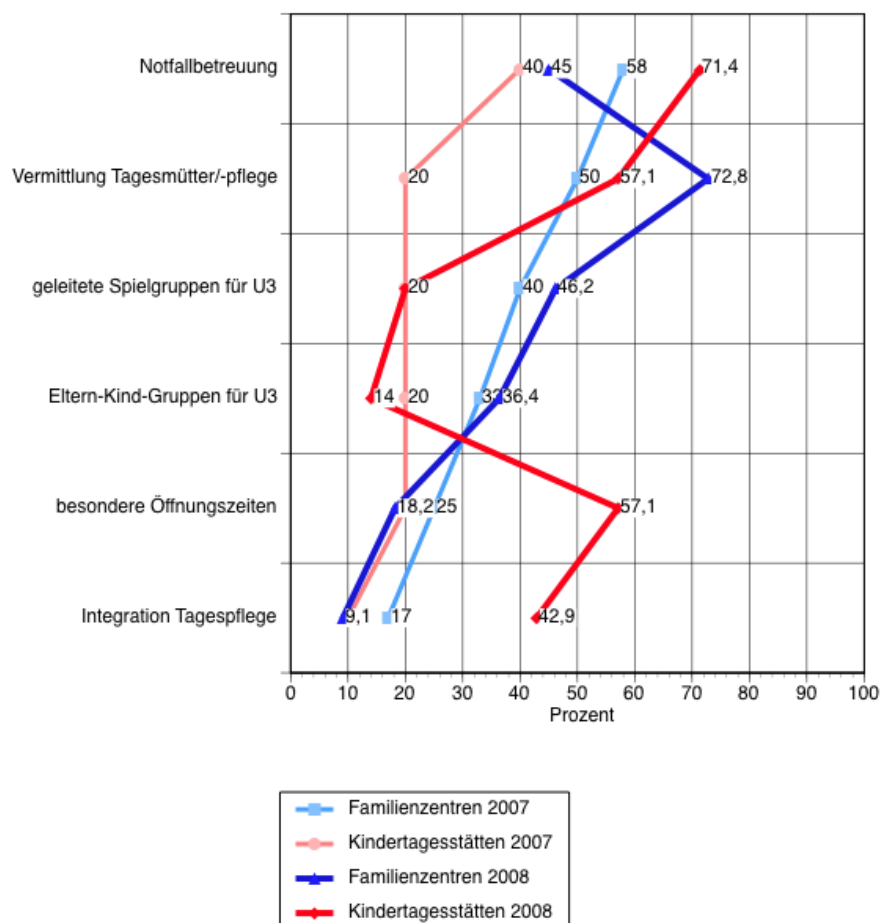
Wie Abbildung 15 zeigt, gibt es deutliche Unterschiede zwischen den Familienzentren und den Kindertagesstätten im Angebot der Notfallbetreuung, bei der Vermittlung von Tagesmüttern/-pflege, der Durchführung geleiteter

Spielgruppen für U3, Eltern-Kind-Gruppen für U3, besonderen Öffnungszeiten und der Integration von Tagespflege. Während bei der ersten Erhebung die Notfallbetreuung noch in den Familienzentren deutlich ausgeprägter war (58% zu 40%), kehrt sich dieser Befund in der zweiten Erhebung zugunsten der Kindertagesstätten um (71,4% zu 45%). Die Vermittlung von Tagesmüttern/-pflege nimmt sowohl bei den Familienzentren als auch bei den Kindertagesstätten von der ersten zur zweiten Erhebung drastisch zu, in den Familienzentren von 50% auf 72,8% und in den Kindertagesstätten immerhin noch von 20% auf 57,1%. Das Angebot von geleiteten Spielgruppen für U3 verändert sich über die Zeit innerhalb der Einrichtungen wenig bis gar nicht, allerdings liegen die Familienzentren hier eindeutig vorne. Bei den Kindertagesstätten wurden geleitete Spielgruppen sowohl 2007 als auch 2008 in 20% der Fälle realisiert, bei den Familienzentren waren es 2007 40% mit einem leichten Anstieg nach 2008 zu 46,2%. Ein vom Verhältnis ähnliches Bild zeichnet sich auch beim Angebot der Eltern-Kind-Gruppen für U3 ab. Von 2007 mit 14% gibt es bis 2008 mit 20% nur einen leichten Anstieg bei den Kindertagesstätten zu registrieren, während die Familienzentren schon 2007 bei 33% liegen und sich 2008 noch leicht auf 36,4% steigern. Bei den besonderen Öffnungszeiten liegen die Familienzentren 2007 noch leicht vorn (25% zu 18,2%), reduzieren dann dieses Angebot aber etwas, während die Kindertagesstätten dieses deutlich ausbauen (57,1% zu 18,2%). Ähnlich auch bei der Integration der Tagespflege, welche 2007 von 17% der Familienzentren und 9,1% der Kindertagesstätten angeboten wird. Im Jahr 2008 wird die Tagespflege von nun 42,9% der Kindertagesstätten angeboten, aber nur noch von 9,1% der Familienzentren.

In der Endmessung haben sich die Familienzentren also insbesondere stärker mit der Aufgabe der Vermittlung von Tagesmüttern und Tagespflege im Vergleich zur Anfangsmessung beschäftigt. Die Kindertagesstätten hingegen haben sich in einer ganzen Reihe von Angeboten, etwa besondere Öffnungszeiten, Vermittlung der Tagesmütter und Tagespflege, aber auch bei der Notfallbetreuung im Vergleich zur Anfangsmessung verbessert. Auch in der Endmessung bestehen allerdings deutlichere Unterschiede zugunsten der Familienzentren im Bereich der Vermittlung von Tagesmüttern und

Tagespflege, der geleiteten Spielgruppen für U3, sowie der Eltern-Kind-Gruppen für U3. Die Kindertagesstätten punkten bei der Integration der Tagespflege, bei den besonderen Öffnungszeiten und bei der Notfallbetreuung. Wenn man so will, dann hat die Idee einer Vermittlung von Tagesmüttern und Tagespflege einen tatsächlichen Bedarf gezeigt, wenn man die Reaktionen der LeiterInnen als Reaktionen auf den Bedarf der Eltern interpretiert. Das die Integration der Tagespflege und auch die besonderen Öffnungszeiten bei den Kindertagesstätten einen größeren Raum einnehmen, hängt damit zusammen, dass Familienzentren ohnehin Ganztageseinrichtungen sind, weshalb die besonderen Öffnungszeiten für sie kein weiteres Problem darstellen.

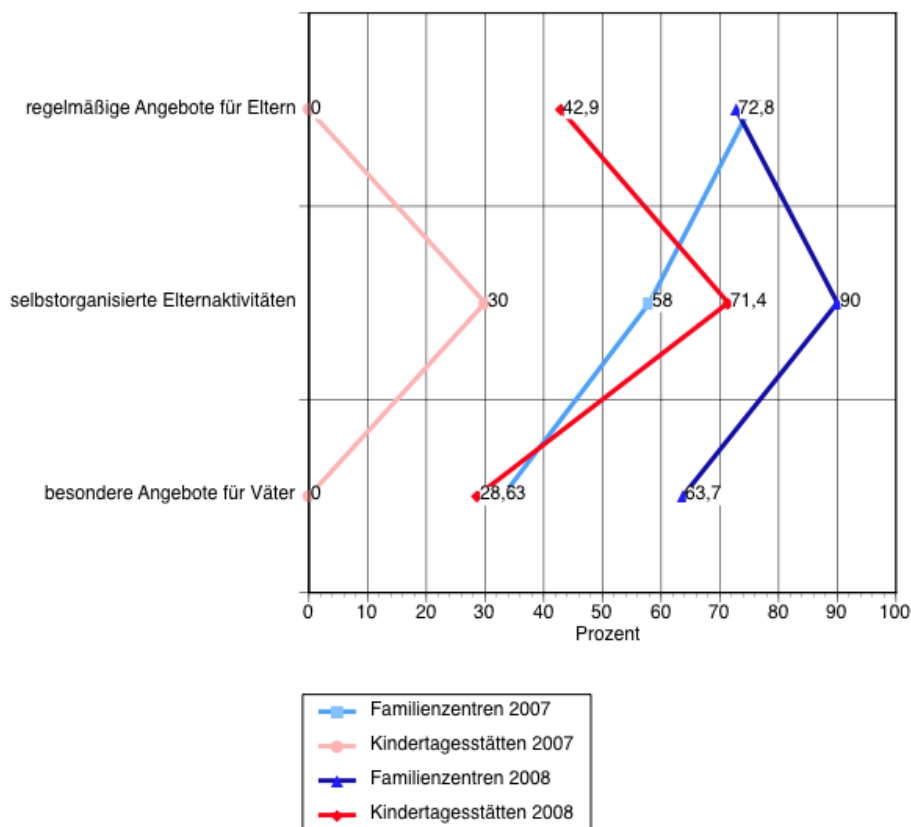
Abbildung 15: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum I – Vergleich 2007 und 2008



Die Abbildung 16 zeigt ebenfalls einen Vorsprung der Familienzentren in den Bereichen regelmäßige Angebote für Eltern, selbstorganisierte Elternaktivitäten und besondere Angebote für Väter. Von den Kindertagesstätten gab es 2007

gar keine regelmäßigen Angebote für Eltern, 2008 waren es dann immerhin 42,9%. Die Familienzentren liegen hier weit drüber, da sie sowohl 2007 als auch 2008 dieses Angebot zu 72,8% vorgehalten haben. Ähnlich verhält es sich auch bei den besonderen Angeboten für Väter: 2007 gab es dieses Angebot bei den Kindertagesstätten nicht, 2008 hatten 28,63% eingeführt. Die Familienzentren boten schon 2007 zu 33% diese Möglichkeit und steigerten sich auf 63,7% bei der Endmessung. Etwas weniger gravierend sind die Unterschiede zwischen den Einrichtungen bei den selbstorganisierten Elternaktivitäten. Auch 2007 gab es dieses Angebot bei 30% der Kindertagesstätten, welches sich zu 2008 deutlich auf 71,4% an hob. Bei den Familienzentren war dieses Angebot 2007 mit 58% schon stark ausgeprägt und steigerte sich zu 2008 auf 90%.

Abbildung 16: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum II – Vergleich 2007 und 2008



Man sieht, dass die Kindertagesstätten im Bereich der regelmäßigen Angebote für Eltern und der Angebote für Väter anfangs keine Initiative ergriffen haben. Auch in der Endmessung bleibt ein Abstand und Unterschied zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten existent.

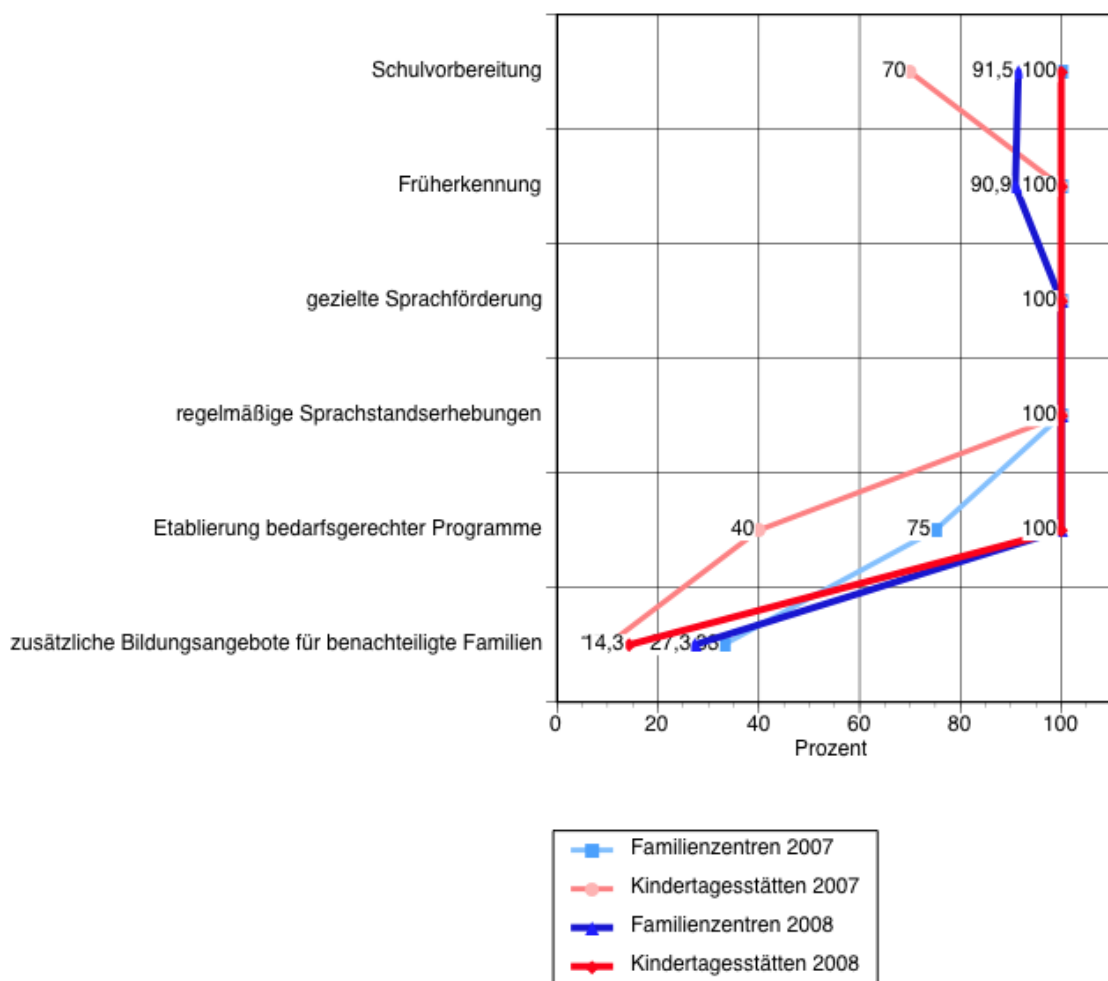
Die Abbildung 17 visualisiert pädagogische Angebote in Familienzentren und Kindertagesstätten. Auf den ersten Blick wird deutlich, dass sich sowohl in den Kindertagesstätten als auch in den Familienzentren bei der Anfangsmessung nahezu alle mit Schulvorbereitung, Früherkennung, gezielter Sprachförderung und Sprachstandserhebung beschäftigen; bei der Endmessung auch bei der Etablierung bedarfsgerechter Programme. Nur die zusätzlichen Bildungsangebote für benachteiligte Familien sind zu beiden Messzeitpunkten wenig ausgeprägt.

Bei der Schulvorbereitung haben sich die Kindertagesstätten von 70% auf 100% gesteigert, während die Familienzentren von 100% im Jahre 2007 auf 91,5% 2008 gefallen sind. Das sollte aber nicht verwirren: die Schulvorbereitung als Aufgabe des Kindergartens gilt seit der Reichsschulkonferenz 1920 bis heute immer mal wieder als strittig. Auch Früherkennung wird klar als wichtig angesehen, 100% der Kindertagesstätten bieten diese sowohl 2007 als auch 2008 an, bei den Familienzentren 100% im Jahre 2007, im Jahre 2008 dann 90,9%. Zu den besonders bedeutsamen Angeboten gehören die gezielte Sprachförderung und regelmäßige Sprachstandserhebungen. Bereits 2007 werden diese von 100% der Familienzentren und auch der Kindertagesstätten angeboten, wobei diese Werte auch 2008 stabil bleiben. Eine Etablierung bedarfsgerechter Programme gab es bei den Kindertagesstätten 2007 erst zu 40%, bei den Familienzentren bereits zu 75%. Beide Einrichtungen steigerten sich zu 2008 auf 100%. Zusätzliche Bildungsangebote für benachteiligte Familien wurden 2007 von 10% und 2008 von 14,3% der Kindertagesstätten vorgehalten, bei den Familienzentren waren es 2007 immerhin 33% und 2008 noch 27,3%.

Es zeigen sich also bei der ersten Erhebung deutliche Unterschiede zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten im Bereich der Etablierung bedarfsgerechter Programme und im Bereich der Schulvorbereitung der Kinder, geringere Unterschiede bei den zusätzlichen Angeboten für benachteiligte Familien. Die anderen Punkte, Früherkennung, gezielte Sprachförderung und Sprachstandserhebungen sind zwischen Kontrollgruppe und Modellgruppe identisch. In beiden Gruppen haben 100% der LeiterInnen geantwortet, dass diese Bereiche bei ihnen realisiert worden sind. Einige der 2007 bestehenden

Unterschiede sind in der Endmessung nahezu egalisiert worden. Der größte Unterschied besteht noch in den zusätzlichen Bildungsangeboten für benachteiligte Familien. Auch diese Frage zeigt Ergebnisse, die mit der Konvergenz von Kindertagesstätten und Familienzentren zusammenhängen. Bestimmte Leistungen müssen, egal wie Modellversuche konstruiert werden, auch in den anderen Einrichtungen angeboten werden.

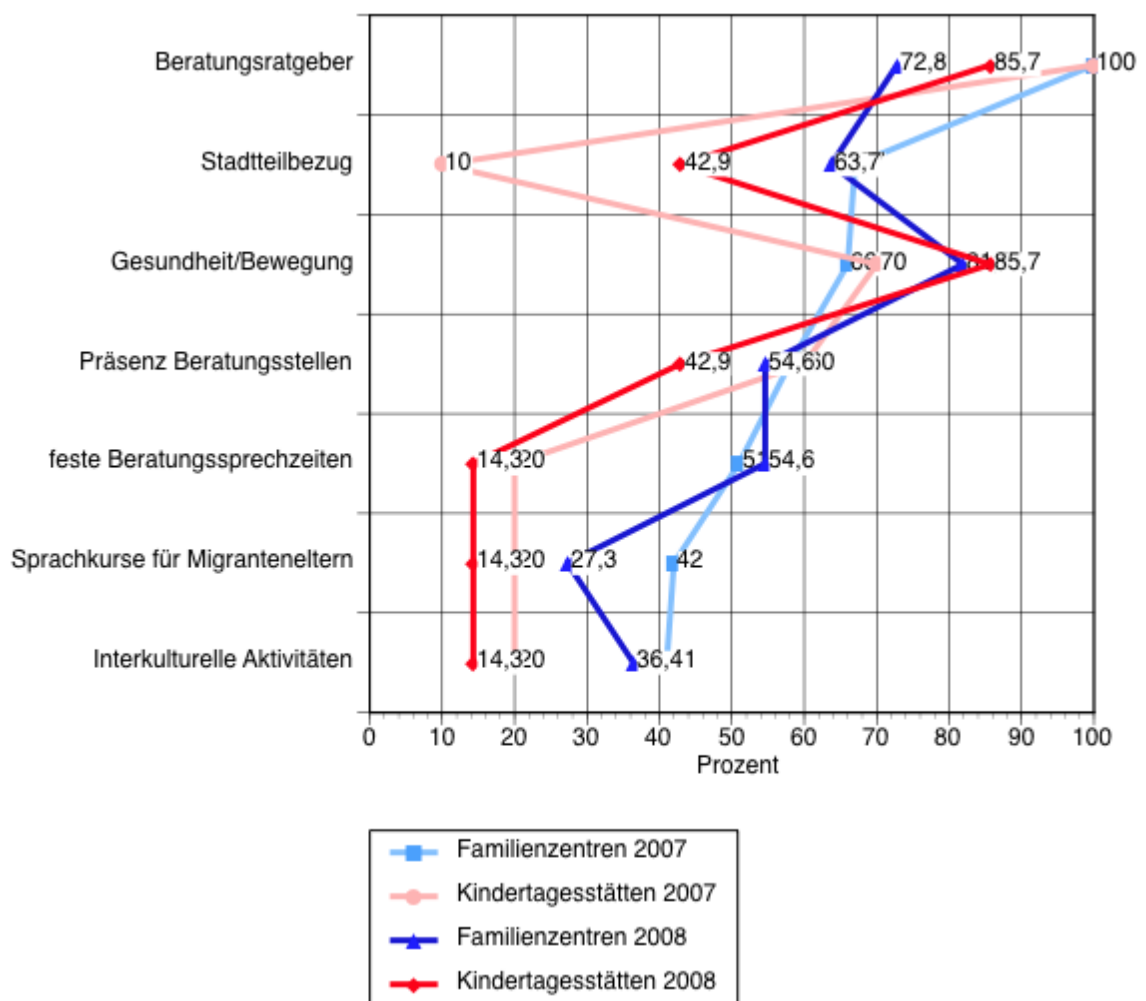
Abbildung 17: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum III – Vergleich 2007 und 2008



In Abbildung 18 sind Fragen zur sozialpädagogischen Außenwirkung abgebildet. Zunächst sollen die Ergebnisse der Endmessung betrachtet werden, die nur kleine Unterschiede (bei geringem N sind 2 Personen schon rund 20%) beim Stadtteilbezug (20,8% Differenz), bei den festen Beratungssprechzeiten (40,3% Differenz) und bei den interkulturellen Aktivitäten (22,1%

Differenz) zugunsten der Familienzentren zeigen. Evtl. auch noch bei den Sprachkursen für Migranten (13% Differenz). Bei den Beratungsratgebern sind die Familienzentren etwas zurück gegenüber den Kindertagesstätten (12,9% Differenz), was allerdings bei festen Beratungsprechzeiten und deren Zunahme nicht wundert.

Abbildung 18: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum IV – Vergleich 2007 und 2008

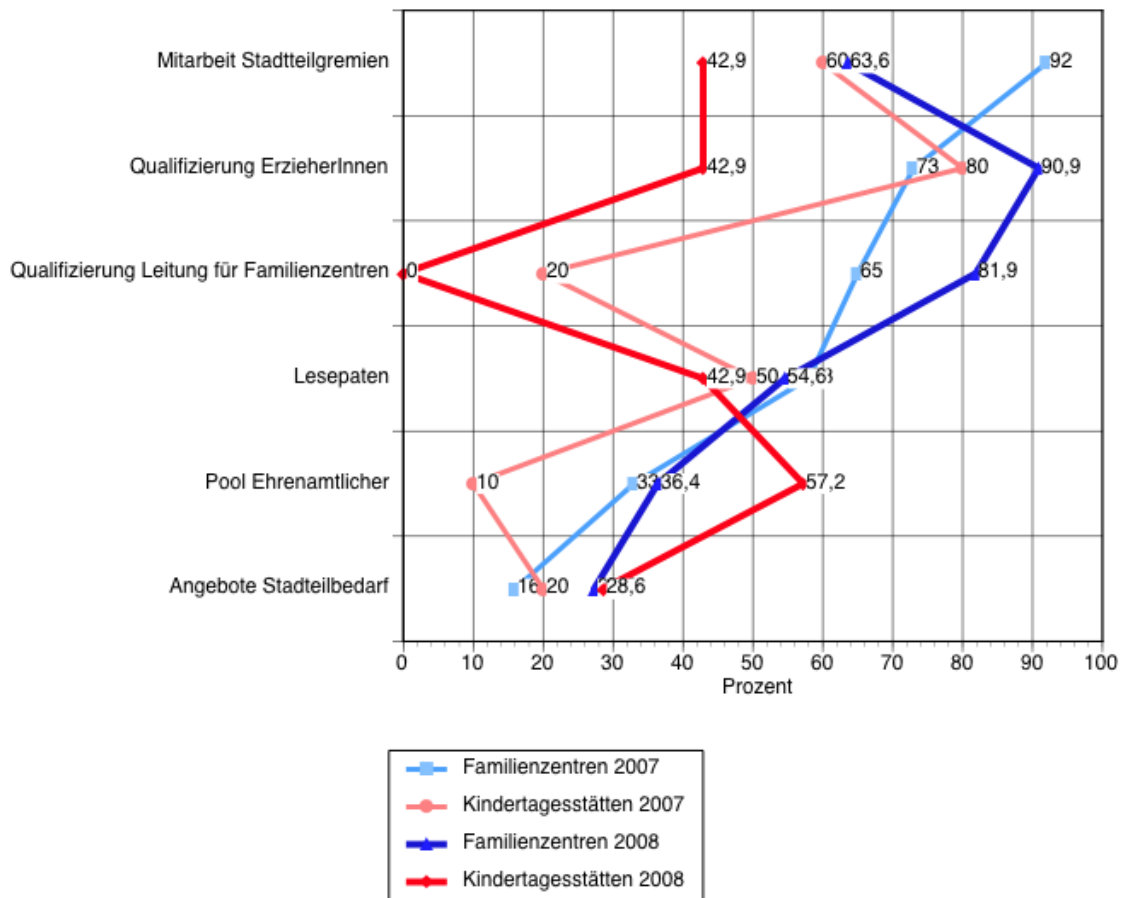


In der Anfangsmessung waren die Unterschiede noch anders ausgeprägt: Darstellung 18 zeigt ebenfalls einige Unterschiede, die deutlich für die veränderte Konzeption in den Familienzentren sprechen, die insbesondere den Stadtteilbezug (20,8% Differenz), die festen Beratungsprechzeiten (31% Differenz), die Sprachkurse für Migranten (22% Differenz) und die

interkulturellen Aktivitäten (25,7% Differenz) betreffen. In den Bereichen Beratungsratgeber, Gesundheit, Bewegung und der Präsenz der Beratung gibt es keine nennenswerten Unterschiede zwischen Modell- und Kontrollgruppe. Wesentliche Zunahmen bei den Kindertagesstätten gibt es eigentlich nur im Stadtteilbezug (von 10% auf 42,9%), die anderen Angebote der sozialpädagogischen Außenwirkung sind hier eher ähnlich geblieben, wie auch bei den Familienzentren, wo lediglich die Beratungsratgeber einen Rückgang (von 100% auf 72,8%), aber auch die Sprachkurse für Migranten einen Rückgang zeigen (von 42% auf 27,3%).

In Abbildung 19 sind die Qualifizierung des Personals, aber auch Angebote an den Stadtteil, zusammengefasst. Diese Themen hängen dadurch zusammen, dass Angebote für den Stadtteil nicht ohne den Kontakt und die Mitarbeit von Menschen im Stadtteil geleistet werden können. Bereits auf den ersten Blick sind hier deutliche Unterschiede erkenntlich. Diese betreffen sowohl die Anfangs- wie auch die Endmessung. Die Anfangsmessung zeigt deutliche Unterschiede zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten im Bereich Mitarbeit in Stadtteilgremien (32% Differenz), Qualifizierung der Leitung (45% Differenz), sowie im Pool Ehrenamtlicher (23% Differenz), jeweils zugunsten der Familienzentren. Die stadtteilbezogenen Angebote, die Lesepatzen und die Qualifizierung der ErzieherInnen werden in beiden Gruppen ähnlich häufig organisiert. Insgesamt sind in diesem Bereich die Unterschiede nicht so dramatisch wie in den ersten Förderbereichen. In der Endmessung sind die Unterschiede zum Teil noch deutlicher geworden, z.B. in der Qualifizierung der ErzieherInnen (48% Differenz), in der Qualifizierung der Leitungen (81,9% Differenz), auch wieder zugunsten der Familienzentren und bei den Kindertagesstätten insbesondere im Pool ehrenamtlicher Mitarbeiter (20,8% Differenz). Wenn man der Gesamteinschätzung des Erfolgs von Reformen etwa durch Hattie (2013) folgt, dann kommt es bei einer Qualitätssteigerung sehr stark auf die Qualität des Personals an. Insbesondere die Qualifizierung von LeiterInnen und ErzieherInnen für die Aufgaben in den Familienzentren muss also als bedeutsam veranschlagt werden, da hier eine gesonderte Investition seitens der Trägerschaft stattgefunden hat.

Abbildung 19: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotspektrum V – Vergleich 2007 und 2008



In Abbildung 20 ist zu sehen, dass in der Enderhebung die Familienzentren und Kindertagesstätten nah beieinander liegen, in der Erstmessung gab es noch deutliche Vorsprünge der Familienzentren hinsichtlich der Kommunikation bzw. Außendarstellung der Einrichtung. Das bedeutet, dass Pressearbeit, Flyer und Internetauftritt sowohl bei Familienzentren als auch bei den Kindertagesstätten zum Standard zählen. Die größten Abweichungen vom Ziel sind beim Internetauftritt der Einrichtungen festzustellen: „nur“ 57,1% der Kindertagesstätten und 63,7% der Familienzentren verfügen darüber.

Abbildung 20: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum VI – Vergleich 2007 und 2008

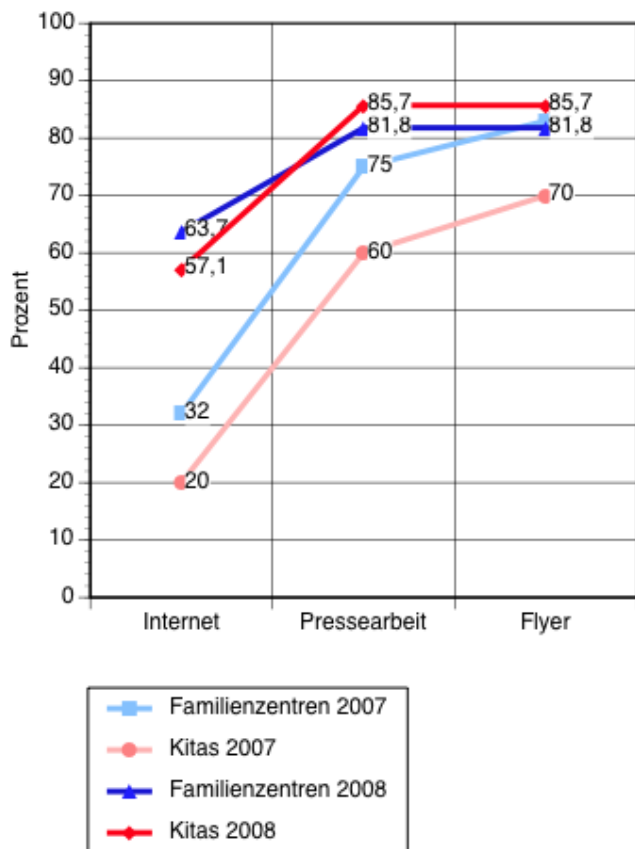
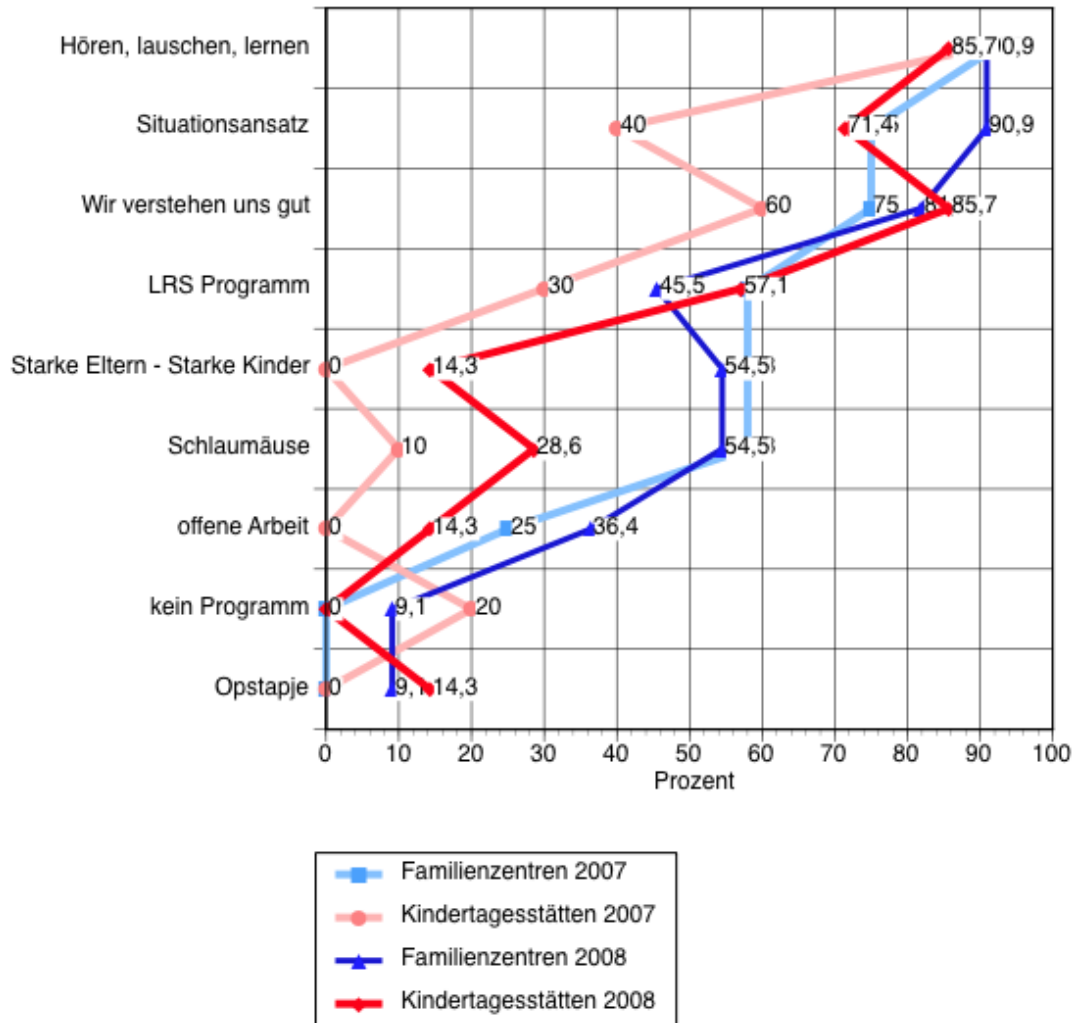


Abbildung 21 zeigt die pädagogischen Ansätze und Programme, die in den Einrichtungen Verwendung finden. Beim Programm „Hören, lauschen, lernen“ gibt es zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten weder bei der ersten noch bei der zweiten Erhebung nennenswerte Unterschiede (alle Werte über 85%). Anders verhält es sich beim „Situationsansatz“, der 2007 nur von 40% der Kindertagesstätten, aber 75% der Familienzentren verwendet wird. Auch 2008 bleibt ein Unterschied bestehen (90,9% zu 71,4%), wobei sich beide Einrichtungen gesteigert haben. Ähnlich sieht es bei der ersten Messung auch bei dem Programm „Wir verstehen uns gut!“ aus, welches von 75% der Familienzentren, aber nur 60% der Kindertagesstätten verwendet wird. Zur zweiten Messung gibt es eine Angleichung mit leichtem Vorteil für die Kindertagesstätten (85,7% zu 81%). Beim Einsatz vom „LRS Programm“ steigern sich die Kindertagesstätten von 30% auf 57,1%, während die Familienzentren einen leichten Rückgang von 57,1% auf 45,5% zu verzeichnen haben. Das Programm „Starke Eltern – Starke Kinder“ ist bei den Kinder-

tagesstätten bei der ersten Erhebung gar nicht anzutreffen und bei der zweiten nur mit 14,3%. Die Familienzentren sind hier deutlicher und stabil mit 58% bei der ersten und 54,5% bei der zweiten Erhebung involviert. Ein vom Verhältnis ähnliches Bild zeigt sich auch bei dem Programm „Schlaumäuse“, die Kindertagesstätten steigern sich von 10% auf 28,6%, die Familienzentren bleiben stabil zwischen 58% und 54,5%. „Offene Arbeit“ wird insgesamt nur wenig angeboten, bei den Kindertagesstätten 2007 gar nicht und 2008 nur bei 14,3%, bei den Familienzentren 2007 immerhin zu 25% mit einer Steigerung nach 2008 zu 36,4%. Noch seltener ist das Programm „Opstapje“ anzutreffen: 2007 bei keiner Einrichtung, 2008 in 9,1% der Familienzentren und 14,3% der Kindertagesstätten. Völlig ohne Programmeinsatz arbeiten 2007 20% der Kindertagesstätten, 0% der Familienzentren, hingegen sind es 2008 0% bei den Kindertagesstätten und 9,1% der Familienzentren.

Es wird also ersichtlich, dass in der Anfangsmessung die Familienzentren im Ganzen häufiger Programme einsetzen als die normalen Kindertagesstätten. Das betrifft insbesondere „Programme“ wie den „Situationsansatz“, das Programm „Wir verstehen uns gut!“, LRS Programm, „Starke Eltern – Starke Kinder“, „Schlaumäuse“ und auch „offene Arbeit“. Im Bereich „Hören, lauschen, lernen“ gibt es keine Unterschiede. In der Endmessung gibt es noch deutliche Unterschiede zwischen Kindertagesstätten und Familienzentren bei dem Programm „Starke Eltern“, „Schlaumäuse“, bei der „offenen Arbeit“ und evtl. beim „Situationsansatz“. Der Programmeinsatz wird in der Fachliteratur häufig kritisch bewertet. Dass die Familienzentren hier in Richtung Alltagslernen (durch „Situationsansatz“ und „offene Arbeit“ indiziert) gegangen sind, könnte für ihre Erfolge bzw. Misserfolge (z.B. bei zu enger Programmführung der Kinder) eine Rolle spielen (vgl. Peterson 2004).

Abbildung 21: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotspektrum VII – Vergleich 2007 und 2008



8.1.6 Fazit LeiterInnenbefragung

Die LeiterInnenbefragung diente zur Präzisierung des Treatments, d.h. des Programmprofils, der Ausstattung und der besonderen Angebote der Familienzentren gegenüber den Kindertagesstätten.

Die Befragung der LeiterInnen über das Angebot in ihren Einrichtungen zeigt bereits bei der Anfangserhebung, dass sich die Versuchseinrichtungen den gesetzten Zielen angepasst haben und dass sie sich von den „normalen“ Einrichtungen schon im Ansatz unterscheiden. D.h. bereits nach einem halben

bis dreiviertel Jahr sind deutliche Schritte der Familienzentren in Richtung des Zielkataloges erkenntlich.

Dass es hin und wieder durchaus ähnliche Entwicklungen in beiden Gruppen gibt, d.h. dass auch in den Kindertagesstätten „ordentlich“ gearbeitet wird, ist eher ein positives Zeichen. Die Kindertagesstätten haben, was die Auswertung der offenen Fragen ergab, eindeutig andere Schwerpunkte gesetzt: sie konzentrieren sich stärker auf das Kerngeschäft, während sich die Familienzentren stärker an den Zielkatalogen der Entwicklung zu Familienzentren orientiert haben.

Damit konnte durch diese Untersuchung belegt werden, dass die als Familienzentren ausgewählten Einrichtungen tatsächlich dabei sind, ihr Angebot umzustrukturieren.

Die Ergebnisse der Endmessung zeigen allerdings, dass es doch eine stärkere Konvergenz in Angebot und der Ausstattung von Familienzentren und Kindertagesstätten gibt. Die Unterschiede sind in der Enderhebung also nicht so besonders deutlich und beschränken sich auf einige wenige Bereiche, von denen am wichtigsten vielleicht

- die spezifische Qualifizierung von LeiterInnen und ErzieherInnen in den Familienzentren,
- die etwas bessere Ausstattung,
- die etwas bessere Öffnung hin zur Stadtteilarbeit,
- die selbstorganisierten Elternaktivitäten,
- die Vermittlung von Tagesmüttern und Tagespflege und
- die festen Beratungssprechstunden sind.

Damit sind allerdings, auch wenn diese Unterschiede zahlenmäßig nicht so sehr ins Gewicht fallen wie im einzelnen quantitativen Unterschied, wichtige Schritte in Richtung Erfüllung der Zielkriterien für Familienzentren gegangen worden. Also ist eine empirische Evaluation der Unterschiede zwischen Familienzentren und Kindertagesstätten auch bei Eltern und ErzieherInnen sinnvoll. Das wäre weniger der Fall gewesen, wenn die organisatorischen und pädagogischen Unterschiede zu stark gegen Null tendieren würden. Jetzt ist die Erwartung erlaubt, dass Unterschiede zugunsten der Familienzentren zu erwarten sind.

8.2 Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung

Bei der ErzieherInnenbefragung haben in der ersten Erhebung mehr ErzieherInnen geantwortet als in der zweiten, allerdings ein Teil, ohne ihre Einrichtung anzugeben. Deswegen konnte sich die erste Erhebung auch nur auf diejenigen ErzieherInnen beschränken, die ihre Einrichtung, also Versuchs- oder Kontrollgruppe, mitgeteilt haben. Insgesamt waren 119 ausgefüllte ErzieherInnenfragebögen auszuwerten, wobei 76 aus den Versuchseinrichtungen und 34 aus den Kontrollgruppen stammen, der Rest zu 119 hat die Einrichtung nicht angegeben, weshalb hierüber keine weitere Auskunft gegeben werden kann.

Bei der zweiten Messung hat es eine ähnliche Rücklaufquote gegeben, etwas weniger als bei der ersten: insgesamt wurden 73 ErzieherInnen aus den Familienzentren befragt und 34 aus den Kindertagesstätten. Das sind exakt 3 weniger als bei der ersten Erhebung, hingegen gab es keine Antwortbögen, auf denen die Einrichtungsart nicht mehr angegeben wurde.

Drei Bereiche sind bei den ErzieherInnen abgefragt worden:

1. Die Meinung über Familienzentren,
2. die Zufriedenheit mit dem Beruf und
3. die Beurteilung von Angeboten.

Die Beurteilung der Angebote ist eine nach Wichtigkeit, d.h. die ErzieherInnen werden gefragt, ob sie bestimmte Angebote tatsächlich für ihre praktische Arbeit bzw. für die Zielsetzung der Familienzentren bzw. Kindertagesstätten für wichtig erachten. Die Meinung über Familienzentren wird auch von den ErzieherInnen in den Kindertagesstätten erfragt, da anzunehmen ist, dass die ErzieherInnen beider Einrichtungsarten auch miteinander in Kontakt treten und sich über die Arbeit in den unterschiedlichen Einrichtungen austauschen.

Bezüglich der Erwartungen ist anzunehmen, dass es von der Anfangs- zur Endmessung auch eine Art Gewöhnung an die neue Einrichtung gibt, nach einer Modelleuphorie, die eingangs schon geschildert worden ist, könnte – mit durchaus ambivalenten Folgen – der sogenannte Hawthorne Effekt eintreten.

Auch im Austausch mit denjenigen, die ihre Arbeit in einer Kindertagesstätte verrichten, könnten sich Vergleichsprozesse einstellen und dazu führen, dass die ErzieherInnen Vor- und Nachteile der eigenen Einrichtungsart nunmehr etwas kritischer und fundierter prüfen. Zunächst einmal kann man den eigenen Vergleich mit der Zeit früher, als man noch kein Familienzentrum war, führen, aber auch den Vergleich aktuell mit anderen KollegInnen, die nach wie vor in einer Kindertagesstätte arbeiten.

8.2.1 Einstellungen zu Familienzentren

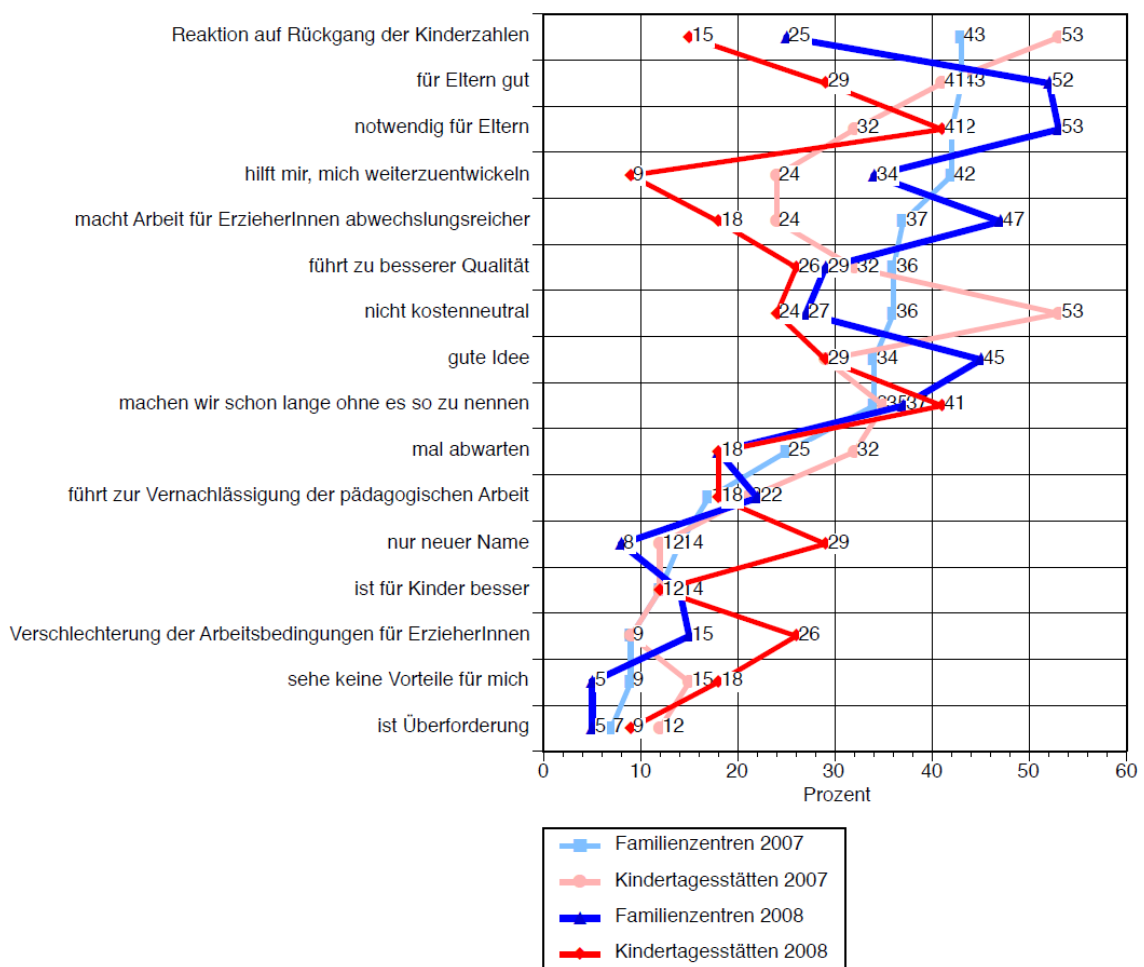
In Abbildung 22 sind die Meinungen über Familienzentren und Kindertagesstätten von ErzieherInnen aus beiden Einrichtungsarten dargestellt. Die Ansicht, dass Familienzentren eine „Reaktion auf Rückgang der Kinderzahlen“ seien, wurde 2007 von 43% der ErzieherInnen aus Familienzentren und von sogar 53% der ErzieherInnen aus Kindertagesstätten vertreten. Zum zweiten Messzeitpunkt waren es in den Familienzentren nur noch 25% und in den Kindertagesstätten fiel der Abfall auf 15% noch deutlicher aus. „Für Eltern gut“ hielten Familienzentren 2007 in beiden Einrichtungsarten knapp über 40% der ErzieherInnen. Bei den Familienzentren gab es bis 2008 noch eine Zunahme auf 52%, während bei den Kindertagesstätten ein Rückgang auf 29% zu verzeichnen war. 32% der ErzieherInnen in den Kindertagesstätten und 42% in den Familienzentren gaben 2007 an, dass Familienzentren „notwendig für Eltern“ seien – also statt „gut“ wie im vorigen Item jetzt „notwendig“. Auf beiden Seiten gab es bis 2008 einen Anstieg, bei den Kindertagesstätten auf 41% und bei den Familienzentren auf 53%. Eine Abnahme über die Zeit gab es allerdings bei der Aussage „hilft mir, mich weiter zu entwickeln“. Von den ErzieherInnen aus Kindertagesstätten waren 2007 noch 24% dieser Anschauung, 2008 aber nur noch 9%, bei den ErzieherInnen aus Familienzentren sank der Wert von 42% auf 34%. Der Meinung ein Familienzentrum „macht Arbeit für ErzieherInnen abwechslungsreicher“ waren 2007 noch 24%, 2008 nur noch 18% in den Kindertagesstätten, hingegen waren es bei den Familienzentren schon 2007 37% und 2008 sogar 47%. Bei der Meinung „führt zu besserer Qualität“ gab es

nur geringe Unterschiede zwischen den ErzieherInnen aus Kindertagesstätten (2007: 32%, 2008: 26%) und denen aus Familienzentren (2007: 36%, 2008: 32%) und auch die Veränderung über die Zeit war gering. Für „nicht kostenneutral“ wurden Familienzentren anfangs noch von 53%, bei der Endmessung nur noch von 24% der Kindertagesstätten gehalten, bei den Familienzentren gab es einen Abfall von 36% auf 27%. Als „gute Idee“ wurden die Familienzentren sowohl 2007 als auch 2008 von 29% der Kindertagesstätten bezeichnet. Bei den ErzieherInnen aus Familienzentren waren es 2007 mit 34% schon mehr und es gab nach 2008 eine Steigerung auf 45%. Wieder eng beieinander und stabil waren die Werte bei der Aussage „machen wir schon lange so ohne es so zu nennen“; über beide Einrichtungsarten und Zeitpunkte variierten die Prozentsätze nur zwischen 33 und 41. Wenig Differenz gab es auch bei der Aussage „mal abwarten“: waren es 2007 in den Kindertagesstätten noch 32% und in den Familienzentren 25%, sank dieser Wert bei beiden auf 18%. Noch weniger Unterschiede gab es bei der Meinung ein Familienzentrum „führt zur Vernachlässigung der pädagogischen Arbeit“. Beim ersten und zweiten Messzeitpunkt stimmten zwischen 17% und 22% der ErzieherInnen sowohl aus Kindertagesstätten als auch Familienzentren zu. Ähnlich verhält es sich auch bei den Aussagen „ist für Kinder besser“, wo die Werte zwischen 12% und 14% liegen, und „ist Überforderung“, wo die Werte zwischen 5% und 12% liegen. Dass Familienzentrum „nur eine neuer Name sei“, sahen 2007 nur 12% der ErzieherInnen aus Kindertagesstätten so, 2008 waren es aber mit 29% deutlich mehr. Bei den ErzieherInnen aus Familienzentren sank hingegen die Zustimmung von 14% auf 8%. Eine „Verschlechterung der Arbeitsbedingungen für ErzieherInnen“ durch Familienzentren wurde bei der ersten Erhebung von beiden Einrichtungsarten lediglich zu 9% bejaht, bei der zweiten Erhebung gab es bei den Kindertagesstätten eine deutliche Steigerung auf 26%, bei den Familienzentren eine moderate Steigerung auf 15%. Die Meinung „sehe keine Vorteile für mich“ wurde 2007 von 15% und 2008 von 18% der ErzieherInnen aus Kindertagesstätten vertreten. Bei den ErzieherInnen aus Familienzentren waren es zu Beginn nur 9% und die Zustimmung sank auf 5%.

Bezogen auf die Annahmen über Familienzentren in der ersten Erhebung fällt auf, dass die Meinung über Familienzentren in vielen Bereichen bei Erzieher-

Innen von Kindertagesstätten und Familienzentren ähnlich sind. Das betrifft z.B. Aussagen wie, „dass es eine gute Idee sei“ oder „machen wir schon lange ohne es so zu nennen“, „mal abwarten“, „führt zu einer Vernachlässigung der pädagogischen Arbeit“, es sei nur ein „neuer Name“, ist „für Kinder besser“, „Verschlechterung der Arbeitsbedingungen für Erzieher“ etc.

Abbildung 22: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren – Vergleich 2007 und 2008



Ähnliche Prozentsätze haben auch der Aussage zugestimmt „führt zu besserer Qualität“ bzw. „ist für Eltern gut“. Deutliche Unterschiede bestehen in der Zustimmung zum Statement „Reaktion auf Rückgang der Kinderzahlen“ – diesen Grund sehen die ErzieherInnen in den Kindertagesstätten als häufiger gegeben an. Seltener werden folgende Gründe von den Kindertagesstätten

angekreuzt: „notwendig für Eltern“, „hilft mir mich weiterzuentwickeln“, „macht Arbeit für ErzieherInnen abwechslungsreicher“. Häufiger hingegen wurde die vermutlich fehlende „Kostenneutralität“ von den Kindertagesstätten angegeben, d.h. dass die ErzieherInnen in den Familienzentren wohl häufiger glauben, dass die Umwandlung in Familienzentren teurer wird. ErzieherInnen in den Kindertagesstätten stimmen auch etwas häufiger den Gründen „sehe keine Vorteile für mich“ und „ist eine Überforderung“ zu. Allerdings beides auf einem sehr niedrigen Niveau von 11% bzw. 16%.

Wenn man die Ergebnisse zusammenfasst, so überwiegen bei den ErzieherInnen aus den Familienzentren insbesondere die Gründe, dass es für sie etwas „abwechslungsreicher“ ist, dass es ihnen hilft, sich „weiterzuentwickeln“ und dass es „für die Eltern notwendig“ ist. In diesen Bereichen sind die ErzieherInnen in den Kindertagesstätten deutlich skeptischer.

Bei der zweiten Erhebung haben sich einige Meinungen deutlich verändert. Die ErzieherInnen in den Familienzentren glauben z.B. häufiger,

- dass Familienzentren für Eltern gut und notwendig sind,
- dass sie die Arbeit für sie selber etwas abwechslungsreicher machen und
- dass es eine gute Idee ist, um aktuelle Probleme zu lösen.

Gesunken ist die Zustimmung zu Fragen

- ob die Familienzentren eine Reaktion auf den Rückgang der Kinderzahlen seien,
- ob die Familienzentren helfen, sich selbst weiterzuentwickeln,
- ob Familienzentren zu besserer Qualität führen und
- ob sie mehr Geld kosten werden.

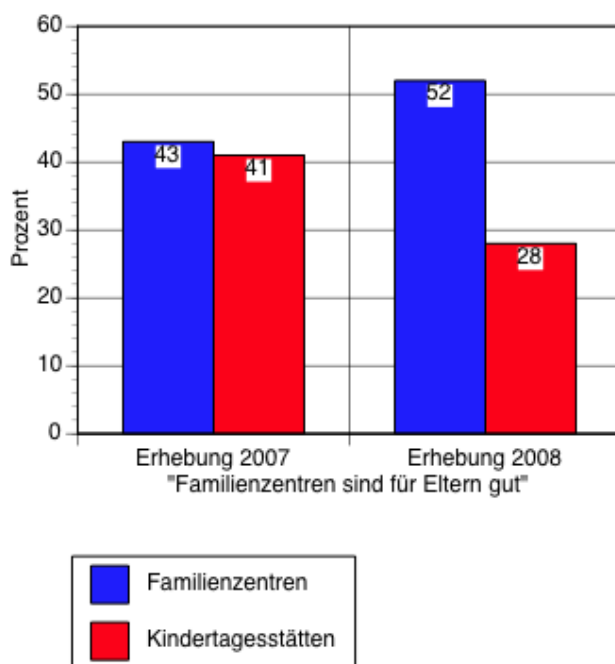
Die anderen Unterschiede sind, wenn sie nur 3 bis 4 Prozent ausmachen, praktisch weniger relevant.

Die Meinung der ErzieherInnen in Kindertagesstätten schärft sich in der zweiten Erhebung deutlich: Noch weniger ErzieherInnen als bei der ersten Messung glauben, dass es eine Reaktion auf den Rückgang der Kinderzahlen ist, dass es hilft, die ErzieherInnen persönlich weiterzuentwickeln. Auf der anderen Seite nimmt die Zustimmung zu Items wie „Familienzentren sind notwendig“ für die

Eltern zu, auch die Meinung, dass es nur ein neuer Name für altbekannte Tätigkeiten ist, wie auch die Zustimmung zur Verschlechterung der Arbeitsbedingungen für ErzieherInnen.

Es lohnt sich, einige Items gesondert zu betrachten. In den Abbildungen 23 bis 25 sind 3 zentrale Items abgebildet worden. In Abbildung 23 wird die Zustimmung zu dem Item „Familienzentren sind für Eltern gut“ aufgezeigt. Man sieht, dass in den Familienzentren bei den ErzieherInnen die Zustimmung von 43% auf 52% zunimmt, gleichzeitig aber in den Kindertagesstätten von 41% auf 28% zurückgeht.

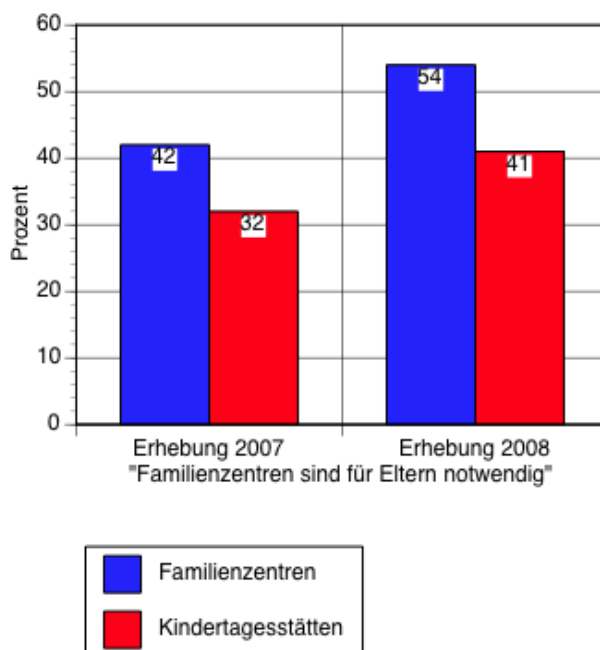
Abbildung 23: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind für Eltern gut" – Vergleich 2007 und 2008



In der Abbildung 24 ist die Zustimmung zum Item „Familienzentren sind für Eltern notwendig“ abgebildet. Man erkennt, dass in den Familienzentren die Zustimmung von 42% auf 54% zunimmt, hier aber in den Kindertagesstätten auch von 32% auf 41%. Also eine umgekehrte Entwicklung wie in der Abbildung 23. Ein kleiner prozentualer Unterschied, der auch darauf zurückzuführen ist, dass viele der Reformen im Elementarbereich bei den ErzieherInnen oft zu

zwiespältigen Einschätzungen führen: Einerseits will man die Vereinbarkeit von Familie und Beruf befördern und sieht deren Notwendigkeit ein, andererseits gibt es aber zu dieser Entwicklung, die ja eine wirtschaftlich verursachte Entwicklung ist, auch gewisse Vorbehalte, weil man sieht, dass es für manche Kinder unter Umständen und auch für die ErzieherInnen nicht so gut ist, wenn sie stärkere familiäre Funktionen übernehmen.

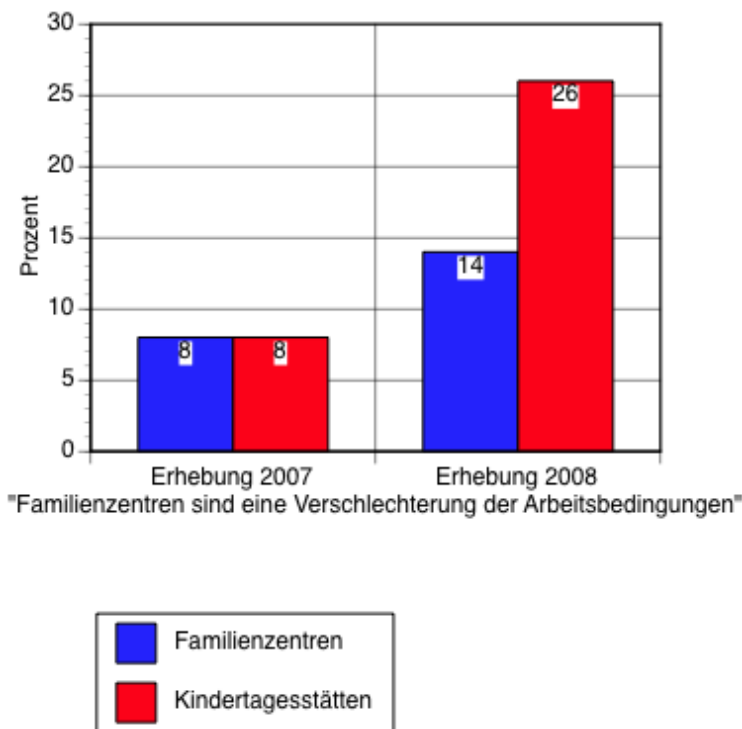
Abbildung 24: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind für Eltern notwendig" – Vergleich 2007 und 2008



Eine Einsicht in die Veränderungen der Arbeitsbedingungen der ErzieherInnen kann in Abbildung 25 gewonnen werden. Das Item lautete „Familienzentren sind eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen von ErzieherInnen“. Man sieht, dass in Kindertagesstätten die Zustimmung von 8% auf 26% steigt, dass aber in den Familienzentren die Bejahung nur von 8% auf 14% steigt, also deutlich schwächer ausfällt bei denjenigen, die tatsächlich in Familienzentren arbeiten. Generell weiß man aus der Umfrageforschung, dass Menschen das, was ist und an was sie sich gewöhnt haben, zunächst einmal positiv bewerten, ein sogenannter „naturalistischer Fehlschluss“, d.h. was ist, ist gut, d.h. die Gegebenheit wird als „normal“ angesehen und deswegen als positiv

bezeichnet. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass sich die Einschätzungen doch auch von der ersten zur zweiten Erhebung in den Familienzentren verschlechtert.

Abbildung 25: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen von Erzieherinnen" – Vergleich 2007 und 2008



8.2.2 Berufszufriedenheit

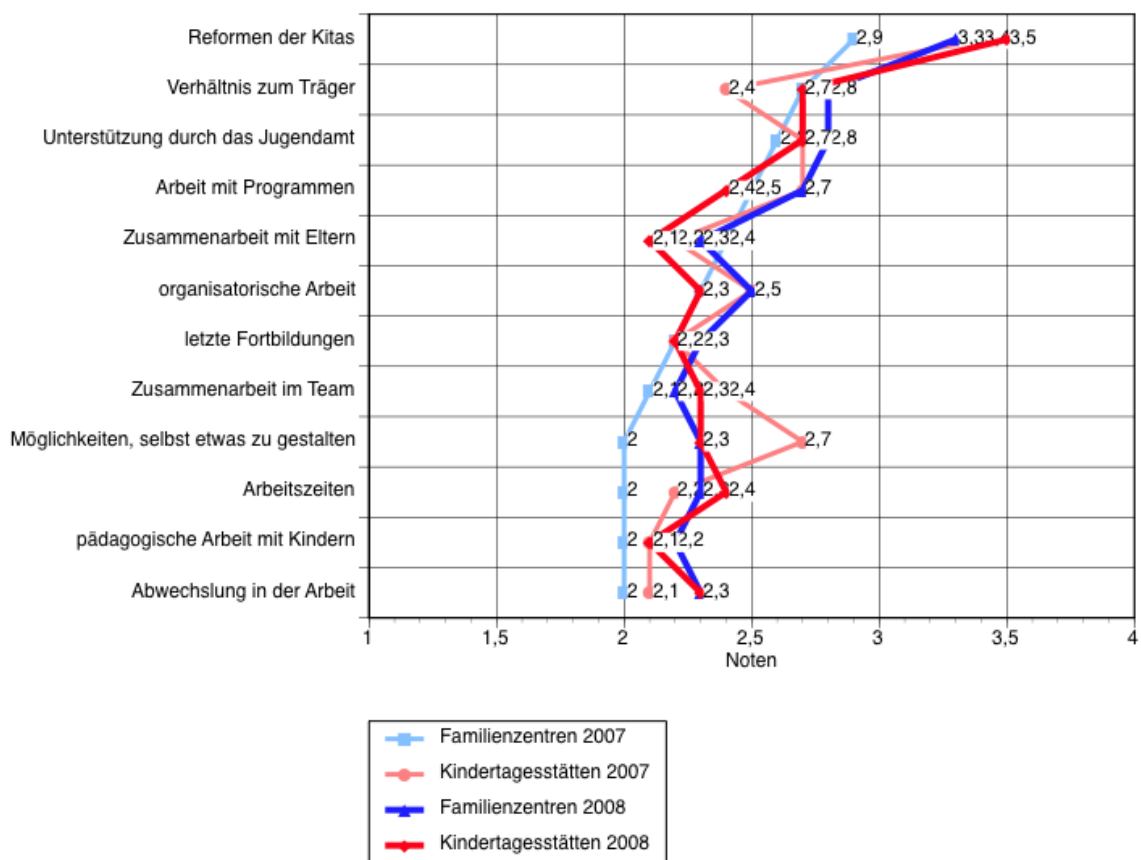
Die Zustimmungsergebnisse zum zuletzt beschriebenen Item zur „Verschlechterung der Arbeitsbedingungen von ErzieherInnen“ fördern die Erwartung, dass sich auch die Berufszufriedenheit der ErzieherInnen verschlechtert. Bei der Anfangsmessung müsste die Zufriedenheit größer sein als bei der Endmessung, weil die Modelleuphorie abnimmt oder auch die Gewöhnung an das neue Modell voranschreitet.

In diesem Teil des Fragebogens wurde eine etwas andere Form der Beantwortung der Fragen gewählt als bei den vorangegangenen Items, und zwar sollten Zufriedenheitsnoten für verschiedene Bereiche der täglichen Arbeit gegeben werden.

Auf den ersten Blick fällt in Abbildung 26 auf, dass Reformen in den Einrichtungen durchweg am unbeliebtesten sind. Die ErzieherInnen in den Familienzentren vergaben 2007 noch die Durchschnittsnote 2,9, 2008 nur noch 3,5. In den Kindertagesstätten hielt sich der Wert zwischen 3,3 und 3,4. Das Verhältnis zum Träger wurde in der ersten Messung von beiden Einrichtungen besser bewertet (Kindertagesstätten: 2,4; Familienzentren: 2,7) als in der zweiten Messung (Kindertagesstätten: 2,7; Familienzentren: 2,8). Die Zufriedenheit mit der Unterstützung durch das Jugendamt blieb in den Kindertagesstätten mit der Note 2,7 konstant, in den Familienzentren gab es eine leichte Verschlechterung von 2,6 auf 2,8. Auch bei der Arbeit mit Programmen sank die Zufriedenheit in den Familienzentren leicht von 2,5 auf 2,7, während sie in den Kindertagesstätten von 2,7 auf 2,4 stieg. Die Zusammenarbeit mit den Eltern wird von den ErzieherInnen aus beiden Einrichtungsarten ähnlich und über die Zeit stabil bewertet, die Werte liegen zwischen 2,1 und 2,4. Noch näher liegen die Durchschnittsnoten bei der Zufriedenheit mit den letzten Fortbildungen, hier liegt der Schwankungsbereich nur zwischen 2,2 und 2,3. Die organisatorische Arbeit wurde von den Kindertagesstätten anfangs mit 2,5, bei der zweiten Messung mit 2,3 bewertet. Bei den Familienzentren ist das Bild genau umgekehrt: in der ersten Erhebung vergaben die ErzieherInnen eine 2,3 und in der zweiten Erhebung eine 2,5. Mit der Zusammenarbeit im Team sind alle ähnlich zufrieden, die Werte liegen zwischen 2,1 und 2,4. Größere Unterschiede zeigen sich bei den Möglichkeiten, selbst etwas zu gestalten. 2007 vergaben die ErzieherInnen aus den Familienzentren eine glatte 2, diejenigen aus den Kindertagesstätten aber nur eine 2,7. Zur zweiten Erhebung haben sich beide Gruppen angeglichen und vergaben je eine 2,3. Die Zufriedenheit mit den Arbeitszeiten wurde in den Familienzentren anfangs mit einer 2, in den Kindertagesstätten mit einer 2,2 bewertet. Beide Werte sanken leicht, bei den Familienzentren auf 2,3 und bei den Kindertagesstätten auf 2,4. Auch die Abschätzung der pädagogischen Arbeit mit den

Kindern sank in den Familienzentren leicht von 2 auf 2,2. In den Kindertagesstätten blieb der Wert konstant bei 2,1. Die ErzieherInnen beider Einrichtungsarten waren 2007 ähnlich zufrieden mit der Abwechslung in der Arbeit (Familienzentren: 2; Kindertagesstätten: 2,1), nach 2008 gab es bei beiden eine leichte Abnahme und eine Angleichung auf die Durchschnittsnote 2,3.

Abbildung 26: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit – Vergleich 2007 und 2008



Zusammenfassend war schon bei der ersten Messung erstaunlich, dass die Berufszufriedenheit in Familienzentren und Kindertagesstätten ähnlich gut ist. Wie bei den Meinungen über die Familienzentren schon deutlich geworden ist, werden von den ErzieherInnen der Familienzentren insbesondere die Möglichkeit selbst etwas zu gestalten und die Zusammenarbeit im Team günstiger bewertet, auch die Reformen der Kindertagesstätten insgesamt und

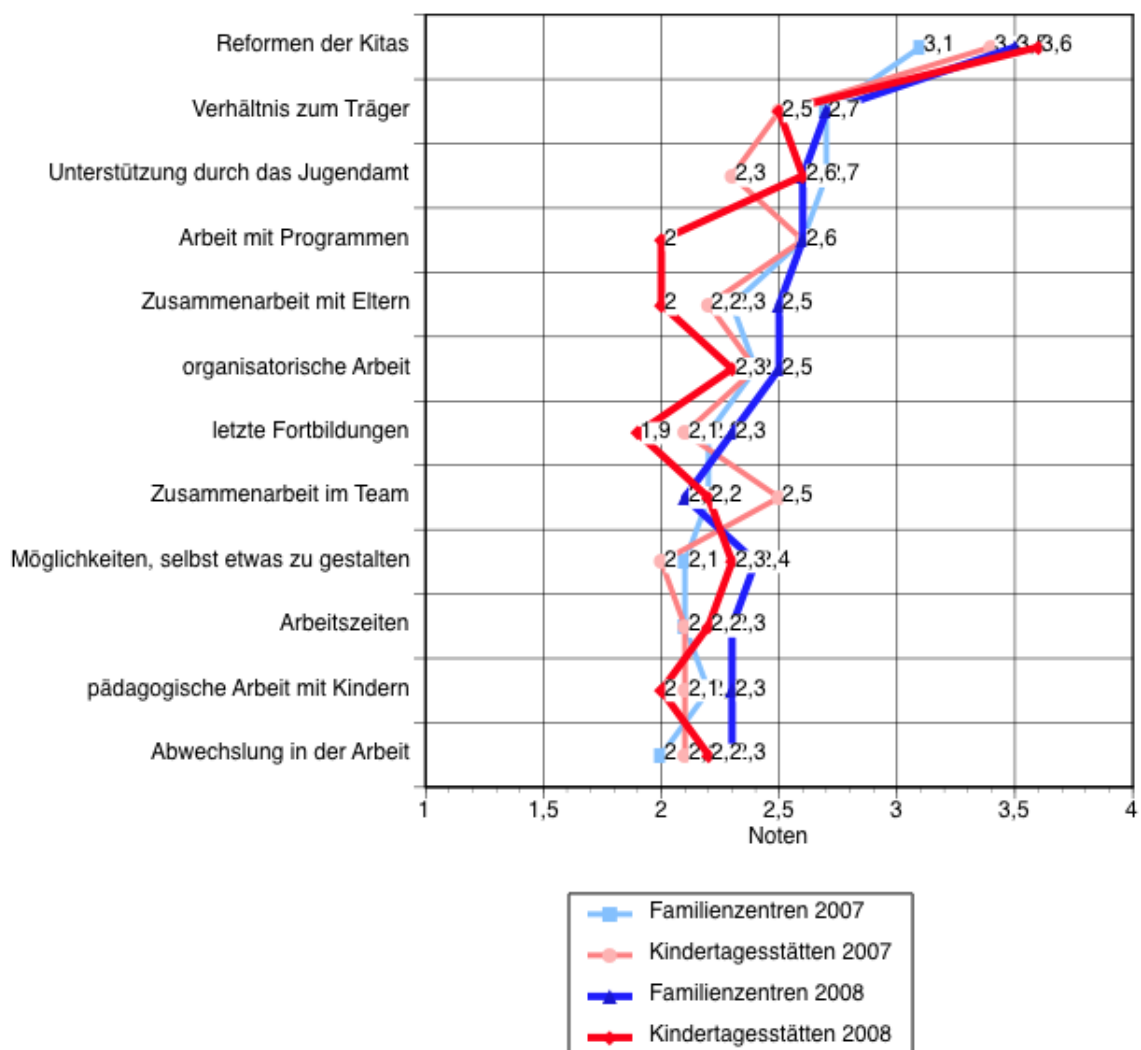
pauschal etwas besser beurteilt. Die anderen Unterschiede sind kaum praktisch relevant und sollten nicht weiter interpretiert werden. Das Ergebnis zur Berufszufriedenheit ist bemerkenswert, weil ansonsten – und das war der Tenor auch der vergangenen 10 Jahre – alle Reformen in irgendeiner Weise zur fehlenden Berufszufriedenheit der ErzieherInnen beigetragen haben. Bei der Entwicklung zu den Familienzentren scheint dies nicht der Fall zu sein, im Gegenteil, diese Studie zeigt leichte Vorteile im Bereich der Berufszufriedenheit für die ErzieherInnen in den Familienzentren.

In der Endmessung kann man den Eindruck haben, dass die ErzieherInnen in den Kindertagesstätten in vielen Items etwas zufriedener sind als die ErzieherInnen in den Familienzentren. Das betrifft, auch wenn die Unterschiede nicht sehr groß sind, z.B. Bewertungen für das Verhältnis zum Träger, die Unterstützung durch das Jugendamt, die Arbeit mit Programmen, die Zusammenarbeit mit den Eltern, die organisatorische Arbeit, die letzten Fortbildungen und die pädagogische Arbeit mit den Kindern. Relevant sind diese Unterschiede, da sie z.B. nur zwischen 2,1 und 2,2 liegen, nicht. Aber im Vergleich zur Anfangsmessung ist doch erkenntlich, dass die ErzieherInnen anfänglich in den Familienzentren in mehr Bereichen zufriedener waren als die ErzieherInnen der Kindertagesstätten.

Interessant ist das Item „Möglichkeiten, selbst etwas zu gestalten“, bei dem die ErzieherInnen in den Familienzentren zunächst bei etwa 2,0 lagen und anschließend bei 2,3. Dort lagen dann auch die Meinungen der ErzieherInnen aus den Kindertagesstätten, die vorher bei 2,7 waren. Hier hat eine Konvergenz der Zufriedenheit eingesetzt. Mit den Daten dieser Befragung muss man zunächst annehmen, dass leichte Positiva in der Zufriedenheit für die ErzieherInnen der Kindertagesstätten festzustellen sind. Vielleicht kein Wunder, denn die Familienzentren bürden den ErzieherInnen mehr Arbeit auf, was offenbar durch die verbesserten Ressourcen und die Qualifizierungsmaßnahmen nicht ganz ausgeglichen werden konnte.

Besonders deutlich wird dieser Trend in Abbildung 27. Im Unterschied zu Abbildung 26 sind hier nur jene ErzieherInnen tabuliert, die an der ersten und an der zweiten Erhebung teilgenommen haben. Das waren 35 in den Familienzentren und 14 in den Kindertagesstätten. Eine rechte kleine Stichprobe, aber die Daten in der Abbildung 27 zeigen deutlich, dass die ErzieherInnen in den Kindertagesstätten im Jahre 2008 in vielen Bereichen zufriedener sind als die ErzieherInnen in den Familienzentren bei der Endmessung. Man sieht auch gleichzeitig, dass sich diese ErzieherInnen in vielen Bereichen weniger zufrieden gefühlt haben als in der ersten Messung.

Abbildung 27: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren (N=35) und den Kindertagesstätten (N=14) zur Berufszufriedenheit (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben) – Vergleich 2007 und 2008



Nun können diese Ergebnisse nicht überinterpretiert werden, da die Unterschiede eben keine ganze Skalenstufe ausmachen, was man in etwa annehmen müsste, um von einem dramatischen, im Alltag sichtbaren Effekt zu reden. Aber die Arbeit mit Programmen wird in den Kindertagesstätten mit der Zufriedenheitsnote 2 und in den Familienzentren mit der Zufriedenheitsnote 2,6 beurteilt. Das mag ein interessanter Unterschied sein, trotz der kleinen Stichprobe, aber das wäre nur eine halbe Skalenstufe und deshalb nicht unbedingt praktisch relevant.

Einige Items wurden einzeln geprüft, hier dargestellt in Abbildung 28 und 29, die Zusammenarbeit mit den Eltern und die pädagogische Arbeit mit den Kindern. Man erkennt, dass sich die Zufriedenheit in den Familienzentren verschlechtert, was die Zusammenarbeit mit den Eltern angeht und auch die pädagogische Arbeit, während sie sich in den Kindertagesstätten verbessert. Die Unterschiede sind, auch wenn sie in den Abbildungen deutlicher aussehen, recht gering. Eine Verbesserung von 2,1 auf 2,0 oder eine Verschlechterung von 2,2 auf 2,3 ist nicht sonderlich dramatisch.

Abbildung 28: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit, Item "Zusammenarbeit mit Eltern" – Vergleich 2007 und 2008

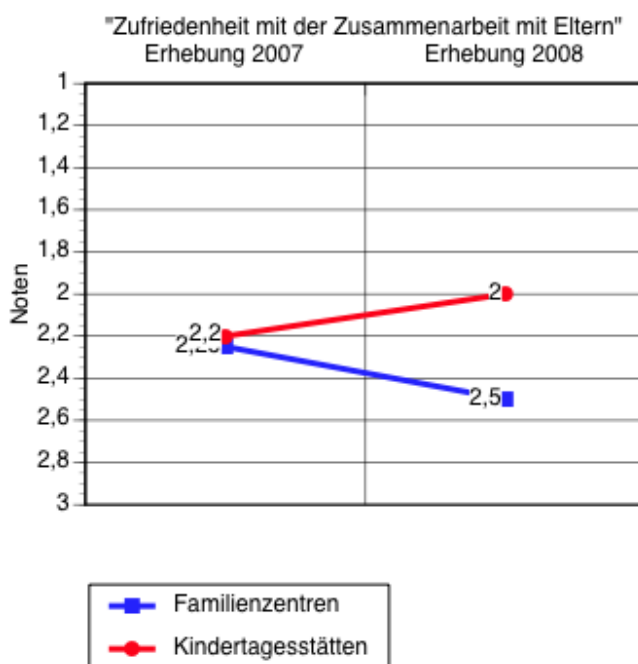
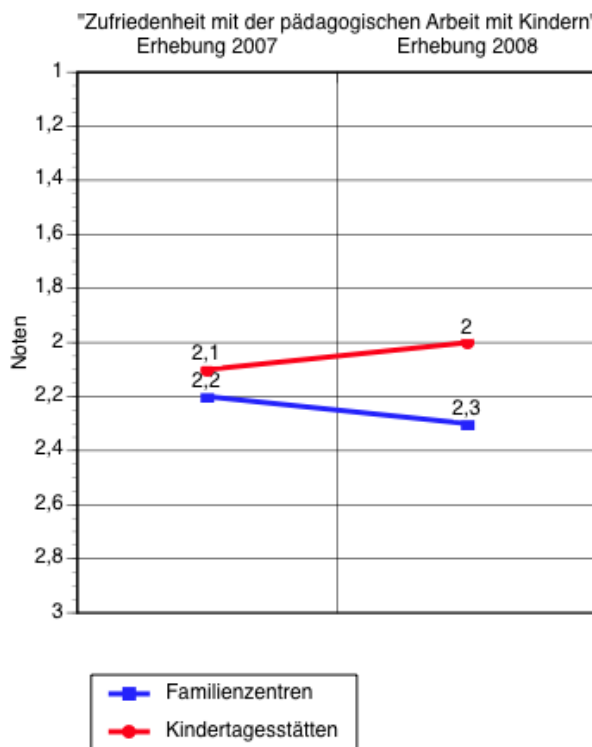


Abbildung 29: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit, Item "Meine pädagogische Arbeit mit Kindern" – Vergleich 2007 und 2008



Dennoch soll kurz darüber nachgedacht werden, worin die Ursachen liegen könnten. Denn diese Items sind ja nur ein Ausschnitt aus einer Vielzahl von Items, die diesen Unterschied zwischen ErzieherInnen in Kindertagesstätten und Familienzentren aufzeigen. Die Familienzentren führen auf jeden Fall zu einer intensiveren Zusammenarbeit mit den Eltern, weil sich das Angebotspektrum in den Familienzentren verbreitert hat. Dadurch ist es möglich, dass man die Eltern besser kennenlernt und dieses bessere Kennenlernen muss nicht immer harmonisch sein, sondern kann auch dazu führen, dass sich Menschen ein wenig voneinander entfernen und eher konfliktbereit sind. Bei näherem Kennenlernen und gemeinsamer Arbeit kann man auch die weniger sympathischen Seiten des Gegenübers erkennen.

Die pädagogische Arbeit mit den Kindern kann natürlich wegen der Vielfalt von weiteren Leistungen der Familienzentren leiden. Auch hier ist der Unterschied denkbar gering, aber insgesamt zeigt sich, dass die ErzieherInnen der Familienzentren in der zweiten Messung nicht mehr ganz so euphorisch sind wie bei der ersten.

8.2.3 Wichtigkeit von Angeboten

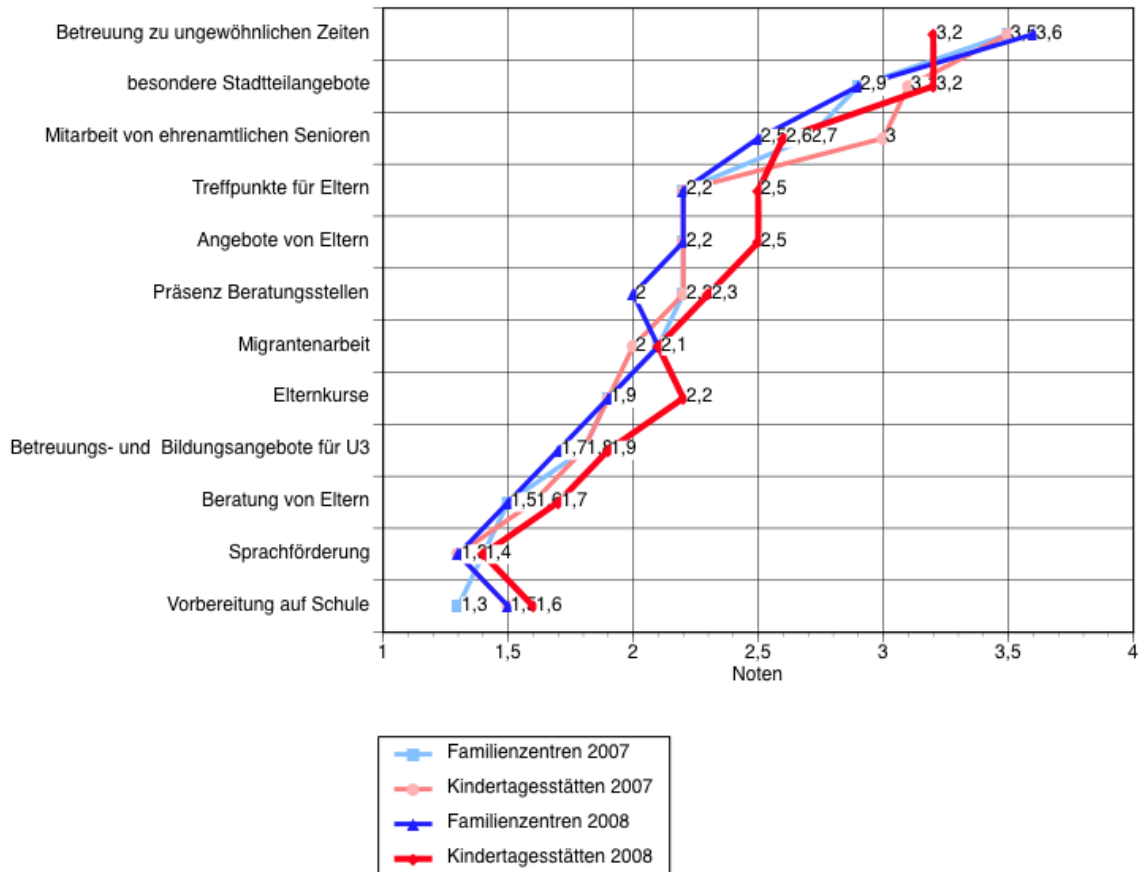
In Abbildung 30 wird die Wichtigkeit von Angeboten aus ErzieherInnen­sicht beurteilt. Für am unwichtigsten wird die Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten gehalten, die Noten liegen bei der ersten Erhebung bei beiden Einrichtungen bei 3,5. In den Familienzentren sinkt der Wert noch leicht auf 3,6, in den Kindertagesstätten verbessert er sich etwas auf 3,2. Auch die Bewertungen zu besonderen Stadtteilangeboten liegen nah beieinander, auch über beide Messzeitpunkte (2,9 - 3,2). Die Wichtigkeit der Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren wird 2007 von den Kindertagesstätten mit 3, 2008 mit 2,6 bewertet. Bei den Familienzentren gibt es eine leichte Verbesserung von 2,7 auf 2,5. Treffpunkte für Eltern werden anfangs gleich mit 2,2 bewertet und die Familienzentren bleiben hier auch konstant, während die Kindertagesstätten auf 2,5 sinken. Angebote von Eltern werden identisch wie die Treffpunkte für Eltern beurteilt. Die Präsenz von Beratungsstellen wird in der Anfangsmessung noch gleich mit 2,2 bewertet, bei den Familienzentren gibt es einen leichten Anstieg auf 2 und bei den Kindertagesstätten einen geringen Abfall auf 2,3. Migrantearbeit wird konstant ähnlich wichtig angesehen, die Werte liegen zwischen 2 und 2,1. Elternkurse werden zum ersten Messzeitpunkt von den ErzieherInnen aus beiden Einrichtungsarten mit 1,9 bewertet. Bei den Familienzentren hält sich diese Einschätzung, bei den Kindertagesstätten gibt es eine leichte Verschlechterung auf 2,2. Betreuungs- und Bildungsangebote werden wiederum mit Noten zwischen 1,7 und 1,9 sehr ähnlich bewertet. Das gleiche gilt für die Beratung von Eltern (1,5 - 1,7) und Sprachförderung (1,3 - 1,4). Die Vorbereitung auf die Schule wird 2007 von den Familienzentren mit 1,3 und 2008 mit 1,5 bewertet. Bei den Kindertagesstätten gibt es ebenfalls einen leichten Abfall von 1,5 auf 1,6.

Zusammenfassend gibt es auch hier kaum Unterschiede zwischen ErzieherInnen von Familienzentren und Kindertagesstätten. Was jeweils in der Elementarpädagogik wichtig sei, differenziert also nicht zwischen den ErzieherInnen in den beiden Gruppen. Das ist ein gutes Ergebnis, zeigt es doch, dass alle – egal ob sie an der Entwicklung zu Familienzentren teilnehmen oder nicht – eine ähnliche Einsicht in die Wichtigkeit der verschiedenen

Förderbereiche haben. Aus Sicht der Wissenschaft ist eher verblüffend, dass die Vorbereitung auf die Schule, die Sprachförderung und die Beratung der Eltern noch vor dem Betreuungs- und Bildungsangebot für Kinder U3 rangiert. Eine gute Kindergartenarbeit ist nach allen empirisch-wissenschaftlichen Untersuchungen immer auch die beste Vorbereitung des Kindes auf die Schule. Finnland schult mit 7 Jahren ein und Puhani und Weber (2006) haben empirisch deutlich gemacht, dass eine etwas spätere Einschulung, also längeres Genießen einer klassischen Kindergartenpädagogik, eine günstigere Vorbereitung auf die Schule ist als eine Vorverlagerung der Schule. Konkret: sie führt im 4. Schuljahr zu besseren Leistungen. Dennoch ist die Aussage, dass die Vorbereitung auf die Schule eins der wichtigsten Aufgaben für Einrichtungen im Elementarbereich ist, ein wichtiges Ergebnis, das zeigt, dass die ErzieherInnen auch die Meinung der Eltern richtig wahrnehmen. Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren, besondere Stadtteilangebote und Betreuungsangebote zu ungewöhnlichen Zeiten erhalten dann die relativ schlechtesten Noten von beiden Gruppen, wengleich die schlechteste Note eine 3- ist, für die Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten, die den ErzieherInnen einen ungünstigeren Gesamtwochenarbeitsplan beschereu könnte. Erstaunlich ist allerdings, was die Eltern in dieser Befragung zu den Betreuungen zu ungewöhnlichen Zeiten sagen (siehe unten) – nämlich: genau dasselbe.

Die Überzeugung, dass man mit dem, was man tut, wichtige Probleme löst, kann zu Berufszufriedenheit führen. Eine implizite gesellschaftliche Anerkennung, vor allen Dingen durch die Eltern, ist damit verbunden und der Selbstwert steigt, weil man weiß, dass man in gewisser Weise unverzichtbar ist. Die Wichtigkeit der Angebote ist sowohl in den Familienzentren als auch in den Kindertagesstätten in der ersten und zweiten Messung relativ identisch gewesen, wie man an den Daten in Darstellung 30 erkennen kann. Diese zeigen schon in der Anfangsmessung ein erfreuliches Resultat, die zweite Messung zeigt lediglich kleinste Abweichungen der ErzieherInnen in Kindertagesstätten von der Wichtigkeitsbeurteilung der ErzieherInnen in den Familienzentren.

Abbildung 30: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich 2007 und 2008



8.2.4 Fazit ErzieherInnenbefragung

Die Unterschiede zwischen den Versuchseinrichtungen und den normalen Einrichtungen sind aus der Sicht der ErzieherInnen gering bzw. nicht vorhanden, z.B. bei der Beurteilung der Wichtigkeit von Angeboten und bei der Berufszufriedenheit. Das ist ein sehr positives Ergebnis, das zeigt, dass die Entwicklung zu Familienzentren offenbar ohne ein desintegratives Gefälle in der fachlichen Beurteilung der Wichtigkeit bzw. auch der Arbeits- und Berufszufriedenheit vonstatten gehen kann. So sollte es sein. Die Familienzentren werden von beiden Gruppen mehr oder weniger als Reflex auf die demographische Entwicklung betrachtet. Diejenigen, die sich freiwillig zur Entwicklung zu Familienzentren entschieden haben, schätzen in der Anfangs-

messung im Unterschied zur Kontrollgruppe die Möglichkeiten etwas zu verändern und sich weiter zu entwickeln etwas besser und deutlicher ein und sehen die Hindernisse insgesamt auch als nicht so stark an. Auch das ist ein Ergebnis, das wünschenswert ist. Reformen, die zu einer Entsolidarisierung der Einrichtungen führen, wären keine guten Reformen. Reformen sollten den ErzieherInnen je nach Interesse und Persönlichkeitsstruktur spezifische Entwicklungsmöglichkeiten zur Erlangung von Berufszufriedenheit bieten.

Es kann aber nicht übersehen werden – trotz der im Grunde genommen ähnlichen Ergebnisse bei ErzieherInnen in den Familienzentren und in den Kindertagesstätten, dass die ErzieherInnen in den Familienzentren von der Anfangs- zur Endmessung etwas unzufriedener geworden sind. Die Unterschiede sind nicht dramatisch, aber sie zeigen möglicherweise, dass die eine oder andere mit dem erweiterten Leistungsangebot und der Vielfältigkeit der Tätigkeiten in den Familienzentren nicht ganz so zufrieden ist wie in den Kindertagesstätten, in denen man sich noch klassischer und stärker auf die pädagogische Arbeit mit den Kindern konzentrieren konnte.

Multiple Regressionsrechnungen mit den Zufriedenheitsvariablen auf die Zugehörigkeit zu Familienzentren und Kindertagesstätten erbrachten 2007 ($R = 0,48$) für die Variablen „Zusammenarbeit im Team“ ($\beta = 0,302$, $p = 0,01$) und „Das Verhältnis zum Träger“ ($\beta = -0,305$, $p = 0,02$) signifikante Beiträge zur Trennung der Einrichtungsarten. Im Jahre 2008 ($R = 0,38$) ergab sich allerdings kein einziges signifikantes Ergebnis, d.h. es sind keine einzelnen Variablen und β -Gewichte signifikant in ihrem Beitrag zur „Erklärung“ der Zugehörigkeit zu Familienzentren und Kindertagesstätten gefunden worden. Das es bei der ersten Messung zu Unterschieden kommt, ist der bei Innovationen gewachsenen Bedeutung des Teams und der notwendigen Unterstützung (oder auch Ablehnung) durch den Träger geschuldet. Auch eine Diskriminanzanalyse erbrachte folgerichtig kein zufriedenstellendes Klassifikationsresultat. Die korrekt klassifizierten Fälle aufgrund der Diskriminanzdimension betragen für 2007 69% der Fälle und 2008 66% (vgl. Tab. 2 & 3).

Tabelle 2: Diskriminanzanalyse der Zufriedenheitsvariablen zur Vorhersage der Zugehörigkeit Familienzentren und Kindertagesstätten 2007 (1. Erhebung, N=185)

	Gruppenzugehörigkeit	Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit		Gesamt
		Versuchsgruppe	Kontrollgruppe	
Anzahl	Versuchsgruppe	40	20	60
	Kontrollgruppe	7	20	27
	Ungruppierte Fälle	3	3	6
%	Versuchsgruppe	66,7	33,3	100,0
	Kontrollgruppe	25,9	74,1	100,0
	Ungruppierte Fälle	50,0	50,0	100,0

69% der ursprünglich gruppierten Fälle wurden korrekt klassifiziert

Tabelle 3: Diskriminanzanalyse der Zufriedenheitsvariablen zur Vorhersage der Zugehörigkeit Familienzentren und Kindertagesstätten 2008 (2. Erhebung, N=186)

	Gruppenzugehörigkeit	Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit		Gesamt
		Versuchsgruppe	Kontrollgruppe	
Anzahl	Versuchsgruppe	38	17	55
	Kontrollgruppe	9	14	23
	Ungruppierte Fälle	6	1	7
%	Versuchsgruppe	69,1	30,9	100,0
	Kontrollgruppe	39,1	60,9	100,0
	Ungruppierte Fälle	85,7	14,3	100,0

66% der ursprünglich gruppierten Fälle wurden korrekt klassifiziert

Wenn man aus einer solchen Befundlage Konsequenzen ziehen will, dann können diese nur in Richtung einer stärkeren Beachtung der möglichen Unzufriedenheitsquellen in der täglichen Arbeit bestehen. D.h. man müsste stärker prüfen, wo sich Unzufriedenheit aufbaut und wie sie im Weiteren aufrechterhalten wird, um Optionen bereitzustellen, Unzufriedenheit zu verringern.

8.3 Ergebnisse der Elternbefragung

Im Rahmen einer ersten Evaluation der Familienzentren nimmt natürlich die Reaktion der Eltern (der „Kunden“) dieser Einrichtungsart einen besonderen Stellenwert ein. Schließlich wird die Reformeinrichtung Familienzentrum gerade wegen der Bedürfnisse der Eltern eingerichtet und zwar geht es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Gleichzeitig haben aber die Eltern auch das Interesse, dass ihr Kind optimal gefördert wird und ihre Zufriedenheit dürfte sich allen Erwartungen gemäß daran messen, ob das Kind ihrer Meinung nach ausreichend für die spätere Schullaufbahn vorbereitet wird.

Insgesamt 189 Elternfragebögen sind bei der ersten Erhebung eingegangen, 71 aus der Versuchsgruppe und 103 aus der Kontrollgruppe, der Rest hat auch hier die Einrichtung nicht angegeben.

Bei der zweiten Erhebung wurden insgesamt 84 Eltern, die ihr Kind in ein Familienzentrum geschickt haben, mit 104 Eltern, die ihr Kind in einer Kindertagesstätte untergebracht haben, verglichen. Der Rücklauf ist also in der zweiten Erhebung etwas besser, gleichzeitig sind es weniger Eltern gewesen, die die Einrichtungsart nicht angegeben haben.

Bei der Elternbefragung ging es in erster Linie um die Zufriedenheit mit der Einrichtung und um die Beurteilung der Wichtigkeit von Angeboten – ähnlich wie bei den ErzieherInnen.

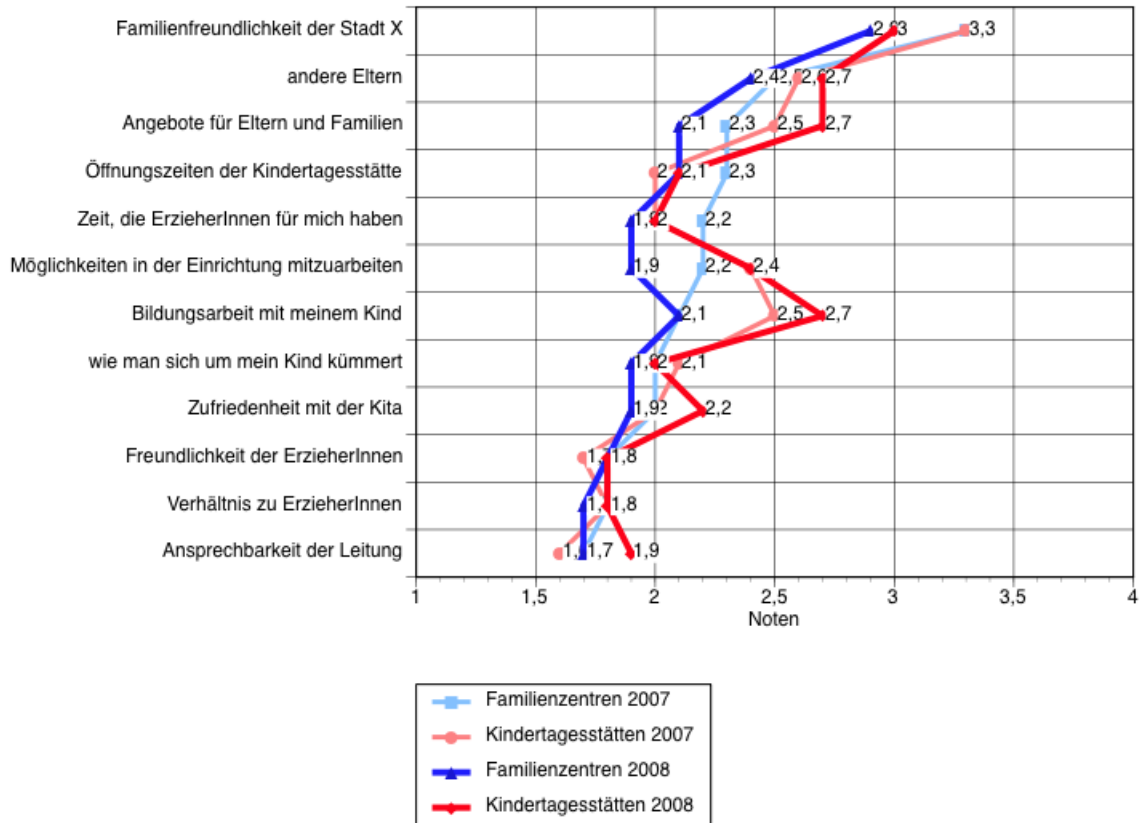
8.3.1 Zufriedenheit mit der Einrichtung

Die Ergebnisse zur Beurteilung der Einrichtung sind in Abbildung 31 dargestellt. Von allen Eltern wird die Familienfreundlichkeit der Stadt X insgesamt am schlechtesten bewertet. Zum ersten Messzeitpunkt von Eltern aus beiden Institutionen mit 3,3, die Werte in den Kindertagesstätten verbessern sich zum zweiten Messzeitpunkt auf 3 und die in den Familienzentren auf 2,9. Ebenfalls nicht überragend werden die anderen Eltern beurteilt, die Werte in den Familienzentren liegen über die Zeit zwischen 2,4 und 2,5 und die der Kindertagesstätten zwischen 2,6 und 2,7. Eine größere Streuung findet sich in

der Beurteilung der Zufriedenheit mit den Angeboten für Eltern und Familien. Eltern aus Familienzentren vergaben hier 2007 eine 2,3 mit einer leichten Verbesserung auf 2,1 nach 2008, während bei Eltern aus Kindertagesstätten die Note von 2,5 auf 2,7 sank. Die Öffnungszeiten der Kitas (Einrichtungen) wurden insgesamt ähnlich beurteilt, mit Werten zwischen 2 und 2,3. Das gleiche gilt für die Beurteilung der Zeit, die die ErzieherInnen für die Eltern haben, die Werte schwanken nur zwischen 1,9 und 2,2. Die Möglichkeiten in der Kita (Einrichtung) mitzuarbeiten, wird von den Eltern aus Kindertagesstätten stabil mit 2,4 bewertet, von denjenigen aus Familienzentren anfangs mit 2,2 und einer Verbesserung auf 1,9. In den Familienzentren wird hingegen die Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind konstant mit 2,1 bewertet, während es in den Kindertagesstätten einen Abfall von 2,5 auf 2,7 gibt. Die Zufriedenheit damit wie man sich um das eigene Kind kümmert, ist bei allen Eltern wieder sehr ähnlich und wenig variabel (Werte zwischen 1,9 und 2,1). Eltern beider Einrichtungen sind mit der Kita (Einrichtung) 2007 gleich zufrieden (2,0), bei den Familienzentren gibt es eine leichte Verbesserung auf 1,9 und bei den Kindertagesstätten eine Verschlechterung auf 2,2. Sowohl die Freundlichkeit der ErzieherInnen als auch das Verhältnis zu den ErzieherInnen wird von allen Eltern konstant und ähnlich beurteilt (Werte zwischen 1,7 und 1,8). Die Ansprechbarkeit der Leitung wird von Eltern aus Familienzentren ebenfalls stabil mit 1,7 bewertet, bei den Eltern aus Kindertagesstätten gibt es einen Rückgang von 1,6 auf 1,9.

Wie man sieht, gibt es in bei der Anfangsmessung in vielen Bereichen keine Unterschiede zwischen den Gruppen. Die Ansprechbarkeit der Leitung und der ErzieherInnen und auch die Freundlichkeit der ErzieherInnen werden in beiden Gruppen als sehr positiv bewertet. Auch die Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung) wird mit einer glatten 2, ebenso auch die Art und Weise, wie man sich um das eigene Kind kümmert, bewertet. Etwas weniger gut wird die Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind in den Kontrollgruppen bewertet, dafür etwas besser die Öffnungszeiten der Kita (Einrichtung) und die Zeit, die die ErzieherInnen für einen haben. In den anderen Bereichen gibt es keine Unterschiede.

Abbildung 31: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung – Vergleich 2007 und 2008



Für eine Anfangsmessung ist ein solches Ergebnis noch nicht so, dass irgendwelche Schlussfolgerungen daraus gezogen werden könnten. Man muss schauen, wie sich bei der zweiten Messung die Meinungen der Elternschaft entwickeln. Es dauert häufig eine gewisse Zeit, bis Eltern die Konzeption, die Struktur, die Zielsetzung und Orientierung einer Einrichtung wirklich nachvollziehen können. Zunächst werden alle davon beeindruckt sein, wie gut man sich insgesamt um das Kind kümmert und wie das Verhältnis zu den ErzieherInnen und der Leitung gestaltet ist. Das ist in beiden Einrichtungen positiv, d.h. die Eltern brauchen keine Sorge zu haben, ob ihr Kind in einem Familienzentrum ist oder einer Kindertagesstätte, sie werden auf jeden Fall optimal vom Personal angesprochen und angenommen. Es gibt bei der Anfangsmessung keine „Zweiklassen-Struktur“ der Einrichtungen.

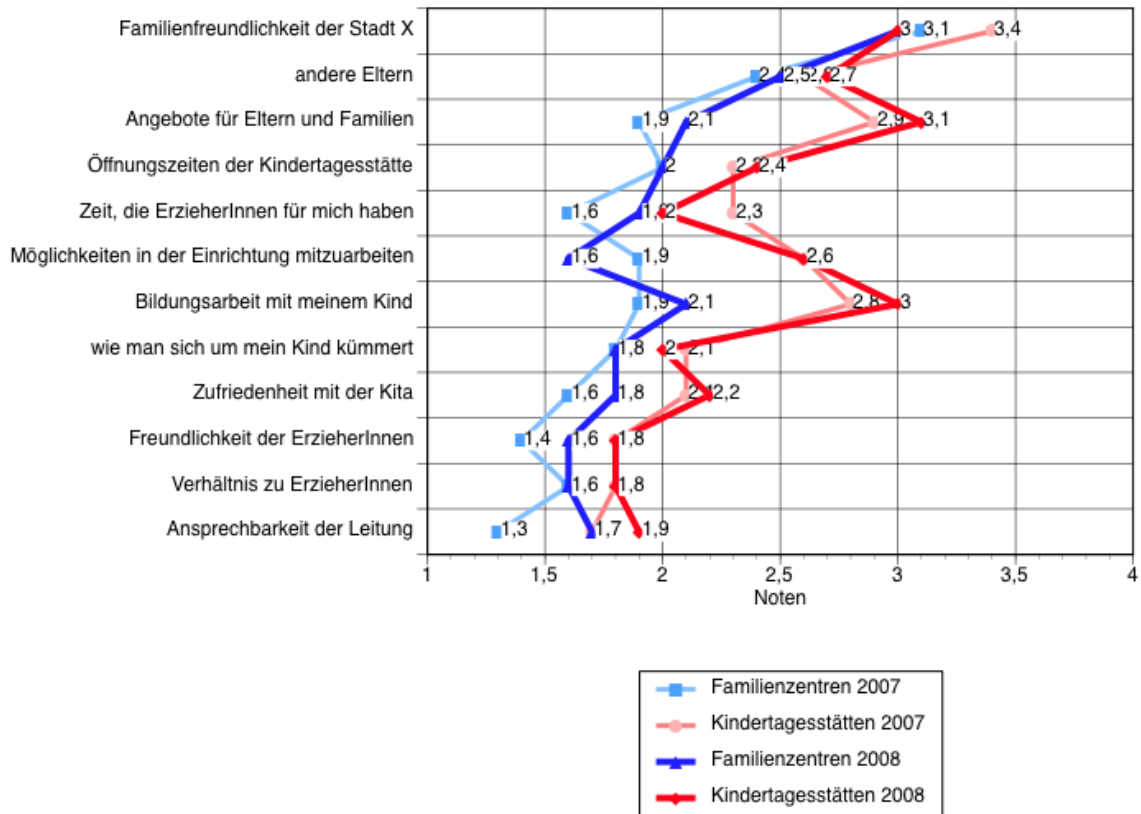
In der zweiten Erhebung gibt es allerdings deutlichere Unterschiede zwischen den Eltern in den Familienzentren und den Eltern der Kindertagesstätten. In nahezu allen Bereichen sind die Eltern aus den Familienzentren mit der Arbeit der Familienzentren zufriedener. Der größte Unterschied existiert bei der Bewertung der Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind, wo die Differenz etwa 0,6 Skalenstufen beträgt. Auch im Angebot für Eltern und Familien gibt es einen genauso großen Unterschied, etwas weniger Unterschied besteht bei der Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung) und der Ansprechbarkeit der Leitung. In beiden Einrichtungsarten ist die Zufriedenheit mit der Freundlichkeit der ErzieherInnen und dem Verhältnis zu den ErzieherInnen identisch.

Um die Zufriedenheit der Eltern mit den Familienzentren genauer zu überprüfen, wurden in einem zweiten Schritt nur die Antworten derjenigen Eltern ausgewertet, die in beiden Erhebungen, sowohl in Kindertagesstätte als auch im Familienzentrum, an der Befragung teilgenommen haben. Wie man in der Abbildung 32 sehen kann, sind die Unterschiede zum Teil noch extremer bzw. deutlicher, z.B. bei

- den Möglichkeiten in der Kita mitzuarbeiten,
- der Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind,
- der Zufriedenheit mit der Kita,
- der Freundlichkeit der ErzieherInnen,
- dem Verhältnis zu den ErzieherInnen,
- der Ansprechbarkeit der Leitung und
- den Angeboten für Eltern und Familien

gibt es einen eindeutigen Vorsprung für die Eltern aus den Familienzentren.

Abbildung 32: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben) – Vergleich 2007 und 2008



Woran kann das liegen? Ohne der weiteren Diskussion vorgreifen zu wollen, muss an dieser Stelle natürlich auch darauf hingewiesen werden, dass eine besondere „Corporate Identity“ bei den Eltern, die ihr Kind in ein Familienzentrum geschickt haben, vorliegen könnte. Mit einer gewissen Verzögerung müssen Eltern auch die von ihnen getroffene Entscheidung für ein Familienzentrum verteidigen oder rechtfertigen und müssen sich in gewisser Weise beruhigen, dass sie das Richtige für ihr Kind getan haben, auch wenn dieses Familienzentrum zunächst nur ein Modellversuch war. Davon unabhängig muss aber auch akzeptiert werden, dass den Bedürfnissen der Eltern durch das verbreiterte Angebot der Familienzentren mehr entsprochen wird, d.h. es können vielfältigere Bedürfnisse der Eltern bei der Organisation der Vereinbarkeit von Beruf und Familie befriedigt werden.

In den Abbildung 33 bis 36 sind einzelne Items aus der Zufriedenheitsskala gesondert dargestellt. Auch hier sind die Unterschiede von der ersten zur zweiten Messung und auch die Unterschiede Familienzentrumseltern und Kindertagesstätteneltern nicht dramatisch, aber für praktische Fragestellungen doch deutlich, zumal auf Itemebene der generelle Trend widerspiegelt wird, dass in vielen Bereichen und in vieler Hinsicht die Eltern der Familienzentren etwas zufriedener sind. In Abbildung 33 geht es um die Angebote für Eltern und Familien, die bei der ersten und zweiten Erhebung eine volle Skalenstufe Differenz ausmachen, d.h. der Unterschied ist recht groß. Bei Abbildung 34 wird die Möglichkeit mitzuarbeiten beurteilt und auch hier sieht man, dass bei der zweiten Erhebung eine ganze Skalenstufe Unterschied zwischen Familienzentrums- und Kindertagesstätteneltern existiert. Abbildung 35 zeigt die Beurteilung der Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung), auch hier ist erkenntlich, dass die Familienzentrumseltern rund eine halbe Skalenstufe zufriedener sind als die Kindertagesstätteneltern. In Abbildung 36 wird die Zufriedenheit der Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind dargestellt, und man sieht, dass fast eine ganze Skalenstufe Unterschied zwischen Familienzentrumseltern und Kindertagesstätteneltern zu konstatieren ist.

Abbildung 33: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Angebote für Eltern und Familien“ – Vergleich 2007 und 2008

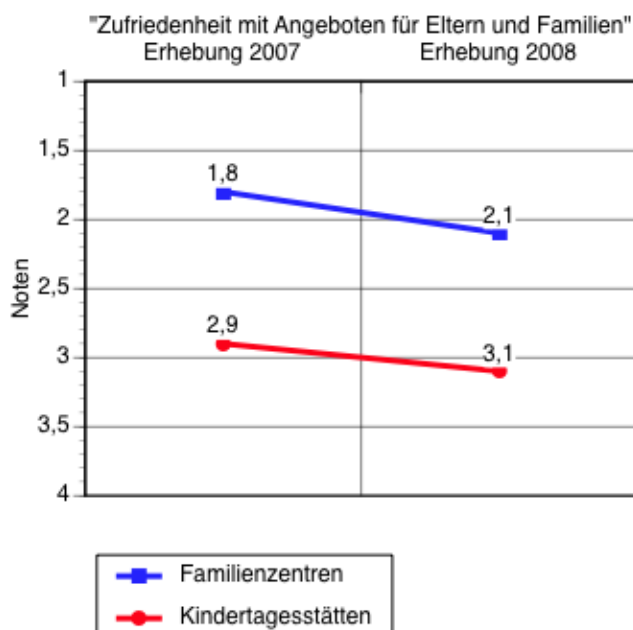


Abbildung 34: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Möglichkeit mitzuarbeiten“ – Vergleich 2007 und 2008

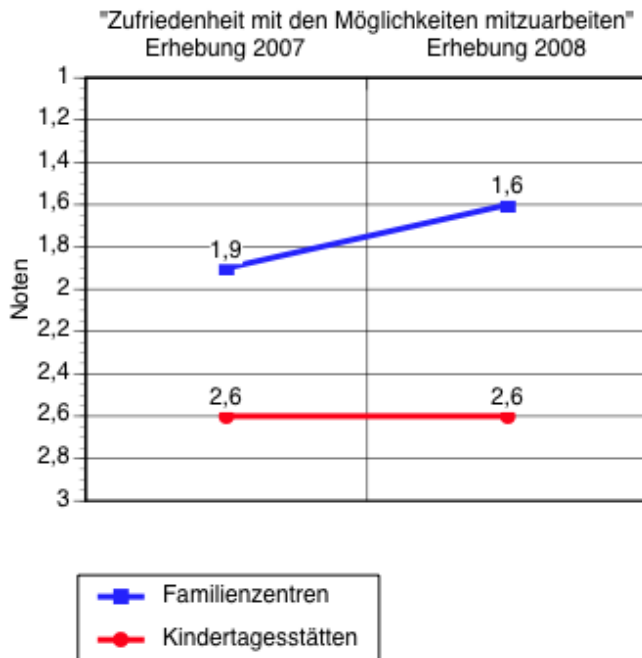


Abbildung 35: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung)“ – Vergleich 2007 und 2008

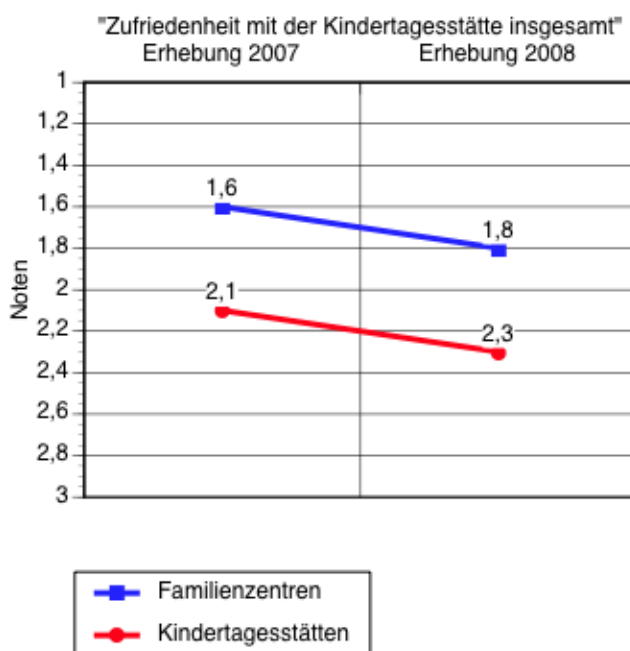
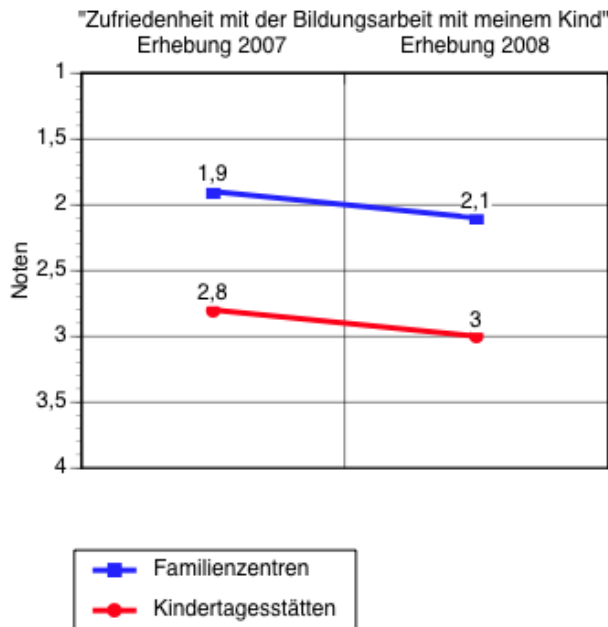


Abbildung 36: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Bildungsarbeit mit meinem Kind“ – Vergleich 2007 und 2008



Mithilfe einer multiplen Regressionsrechnung wurde versucht herauszufinden, wovon die Zufriedenheit der Eltern (abhängige Variable = „Zufriedenheit mit der Kita“) mit der Kita abhängig bzw. unabhängig ist (Gesamtstichprobe der Eltern). Bei der ersten Erhebung wird ein multiples R von 0,835 erreicht. Signifikante standardisierte β -Gewichte werden für die Variablen „die anderen Eltern“ ($\beta = 0,220$), „Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der Verantwortlichen in der Kita“ ($\beta = 0,314$), „wie man sich um mein Kind kümmert“ ($\beta = 0,268$) und „die Bildungsarbeit mit meinem Kind“ ($\beta = 0,295$) erlangt. Sie ist unabhängig, d.h. nicht signifikant, davon, wie das Verhältnis zu den ErzieherInnen ist, von deren Freundlichkeit, von deren Zeit, von den Öffnungszeiten der Kita (Einrichtung) und von den Möglichkeiten zur Mitarbeit und auch von den Angeboten für Eltern und Familien. Gleichwohl auch bei den Faktoren, von denen die Zufriedenheit der Eltern mit der Kita (Einrichtung) unabhängig ist, einige sehr gut bewertet wurden, ist die Zufriedenheit dennoch rein statistisch eher davon unabhängig. Betrachtet man die Faktoren, die in der multiplen Regressionsrechnung ein höheres Gewicht haben, so fällt auf, dass sie sich um die Frage gruppieren, wie

man sich um das eigene Kind kümmert und welche Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind gemacht wird. Gleichzeitig sind auch die anderen Eltern, vermutlich ihre Art und Weise, ihr Milieu, sowie die Ansprechbarkeit der Leitung ein wesentlicher Faktor für die Zufriedenheit der Eltern mit der jeweiligen Kita (Einrichtung). Das gilt für Familienzentren genauso wie für die Kontrollgruppe.

Ein relativ ungünstiges Resultat hat die Familienfreundlichkeit der Stadt X erbracht. Die Eltern haben hier im Durchschnitt eine 3,0 verteilt. Diese 3,0 ist zwar die relativ schlechteste Note, bedeutet aber „befriedigend“ und zeigt bei einer genaueren Analyse, dass die Streuung von 1 (sehr gut) über 2, 3, 4, 5 nach 6 (ungenügend) streut. Es gibt ungefähr 20 Personen, die Fünfen und Sechsen verteilen. Demgegenüber stehen allerdings fast 40 Personen, die der Familienfreundlichkeit der Stadt X eine Eins oder eine Zwei geben. Jede Meinung hat Streuung, das gilt übrigens deutlicher für alle Noten, die von den Eltern verteilt worden sind, als für die von den anderen Personengruppen. Der Mittelwert schwankt mal nach dem positiven Pol, mal nach dem eher befriedigenden oder negativen Pol. Selbst bei einem sehr positiv bewerteten Grund wie der Bildungsarbeit mit dem eigenen Kind, gibt es immer noch ein paar Eltern, die Fünfen und Sechsen verteilen (ungefähr 10), obwohl die ganz große Mehrheit Einsen und Zweien verteilt hat, nämlich fast die Hälfte.

Die Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung) hängt nicht mit der Beurteilung der Familienfreundlichkeit der Stadt X zusammen, man kann eindeutig zeigen, dass es keine positive oder negative Korrelation zwischen diesen Größen gibt, d.h. die Beurteilung der Familienfreundlichkeit der Stadt X wird nicht durch die Einrichtungen in irgendeiner Art beeinflusst. Wie einige freie Antworten gezeigt haben, spielen finanzielle Fragen bzw. das öffentliche Image eine größere Rolle für die Beurteilung der Familienfreundlichkeit.

In der zweiten Erhebung konnte noch einmal eindrucksvoll unterstrichen werden, dass sich der Befund aus der ersten Erhebung stabilisiert hatte. Mithilfe einer multiplen Regressionsrechnung wurde auch bei der zweiten Erhebung versucht herauszufinden, wovon die Zufriedenheit der Eltern (abhängige Variable = „Zufriedenheit mit der Kita“) mit der Kindertagesstätte und dem Familienzentrum (Gesamtstichprobe der Eltern) abhängig bzw. unabhängig ist. Bei der zweiten Erhebung wird ein multiples R von 0,861, also fast identisch wie

bei der ersten Erhebung, erreicht. Signifikante standardisierte β -Gewichte werden für die Variablen „Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der Verantwortlichen in der Kita“ ($\beta = 0,314$), „wie man sich um mein Kind kümmert“ ($\beta = 0,268$), „Meine Möglichkeiten, in der Kita selber mitzuarbeiten, wenn ich will“ ($\beta = 0,156$) und „die Bildungsarbeit mit meinem Kind“ ($\beta = 0,269$) erlangt. Einen negativen β -Wert erhielt die Variable „Die Familienfreundlichkeit der Stadt X“ ($\beta = -0,126$). Man kann deshalb zusammenfassen, dass die Eltern mit der Arbeit der Familienzentren deutlich zufriedener sind, auch wenn die Unterschiede im Einzelfall nicht sehr dramatisch sind, so ist doch ein kontinuierlicher Vorsprung der Familienzentrumseltern in nahezu allen Items zu erkennen. Daraus darf man schließen, dass die Kunden und Adressaten der Familienzentren tatsächlich von deren Konstruktion profitiert haben. Allgemein wird der Kontakt zu den Verantwortlichen und die Beachtung des eigenen Kindes in beiden Erhebungen als wesentlich ermittelt.

8.3.2 Wichtigkeit von Angeboten

Bei den vorhergehenden Ergebnissen konnte man immer auch daran denken, dass die Eltern auch insbesondere an der Vereinbarkeit von Beruf und Familie interessiert sind. Dennoch ist zur Überprüfung ihrer Motivationslage die Frage nach der persönlichen Wichtigkeit bestimmter Charakteristika der Einrichtungsarten zentral. Ist es tatsächlich so, dass ungewöhnliche Zeiten etc. für die Eltern bedeutsam sind?

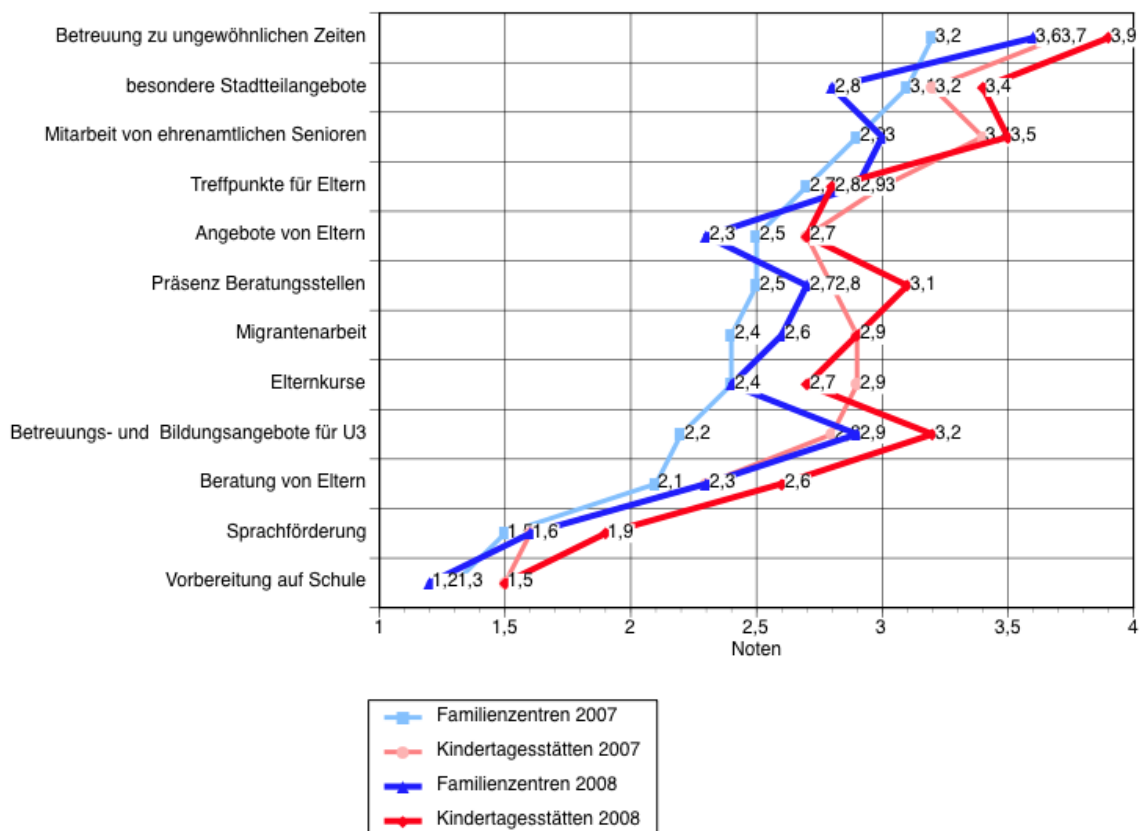
In der nächsten Abbildung (Abb. 37) wird die Beurteilung der „Wichtigkeit von Angeboten“ aus Elternsicht erfasst. Die Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten wird von allen Eltern am unwichtigsten gehalten. In den Familienzentren vergaben die Eltern 2007 hier eine 3,2, in den Kindertagesstätten eine 3,7. In beiden Einrichtungen sank die Bedeutung dieses Angebots bis 2008 noch (Familienzentren: 3,6; Kindertagesstätten: 3,9). Besondere Stadtteilangebote wurden 2007 noch ähnlich bewertet, zwischen 3,1 und 3,2, 2008 lagen die Eltern der Einrichtungen weiter auseinander, mit einer 2,8 von den Familienzentren und einer 3,4 von den Kindertagesstätten. Bei der Benotung der

Angebote von den Eltern sind die Eltern über die Zeit stabil, aber zwischen den Einrichtungen gibt es deutlichere Unterschiede (Familienzentren: 2,9-3,0; Kindertagesstätten: 3,4-3,5). Die Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren wird hingegen insgesamt ähnlich beurteilt, mit Werten zwischen 2,7 und 3,0. Die Benotung der Migrantenarbeit liegt bei Eltern mit Kindern in Kindertagesstätten konstant bei 2,7, bei Eltern mit Kindern in Familienzentren gibt es eine leichte Zunahme der Wichtigkeit von 2,5 auf 2,3. Die Bedeutung von Elternkursen nahm bei allen Eltern ab, in den Familienzentren von 2,5 auf 2,7, in den Kindertagesstätten von 2,8 auf 3,1. Treffpunkte für Eltern wurden 2007 von den Familienzentrumseltern mit 2,4, 2008 mit 2,6 benotet. Bei den Kindertagesstätteneltern blieb der Wert konstant bei 2,9. Die Zusammenarbeit mit Beratungsstellen wurde hingegen von den Familienzentrumseltern stabil mit 2,4 beurteilt, wobei es bei den Kindertagesstätteneltern einen Anstieg der Bedeutung von 2,9 auf 2,7 gab. Betreuungs- und Bildungsangebote für U3 wurden von den Familienzentren 2007 noch mit 2,2 bewertet, 2008 nur noch mit 2,9. Auch bei den Kindertagesstätten gab es einen Abfall von 2,8 auf 3,2. Bei der Beratung von Eltern gab es einen geringeren Bedeutsamkeitsverlust, bei den Familienzentren von 2,1 auf 2,3 und bei den Kindertagesstätten von 2,3 auf 2,6. Sprachförderung wurde in den Familienzentren recht konstant (zwischen 1,5 und 1,6) benotet, bei den Kindertagesstätten sank die Wichtigkeit von 1,6 auf 1,9. Die Bedeutung der Vorbereitung auf die Schule wurde von allen Eltern recht konstant beurteilt und es gibt keine großen Unterschiede (Familienzentren: 1,2-1,3; Kindertagesstätten: 1,5).

Gesamt betrachtet gibt es bei der Wichtigkeitsbeurteilung von Angeboten schon in der ersten Erhebung deutlichere Unterschiede in den Durchschnittsnoten zwischen Eltern, deren Kinder ein Familienzentrum besuchen, und Eltern, deren Kinder in eine Kindertagesstätte gehen. Die Bereiche Betreuungs- und Bildungsangebote für U3, Zusammenarbeit mit Beratungsstellen, Treffpunkte für Eltern, Elternkurse, Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren, Angebote von Eltern und Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten, werden von Eltern, deren Kinder Kindertagesstätten besuchen, für nicht so wichtig gehalten, wie von den Eltern, deren Kinder Familienzentren besuchen. Es ist nun wahrscheinlich nicht so, dass Eltern, die diese Angebote für wichtig halten, für ihr Kind extra ein

Familienzentrum ausgesucht haben (die meisten Eltern wählen aus praktischen Gründen eine wohnortnahe Einrichtung), sondern vermutlich handelt es sich hierbei um ein bekanntes Phänomen des sog. „naturalistischen Fehlschlusses“ (George Edward Moore, 1903), der da lautet „Was ist, ist gut“ bzw. natürlich. Das würde bedeuten, dass die Eltern jener Kinder, die Familienzentren besuchen, mitbekommen haben, dass hier ein besonderes Angebot vorherrscht und sie finden dieses Angebot gut. Ein Phänomen das man häufig trifft – wenn ein Angebot gemacht wird, wird dieses auch positiv beurteilt.

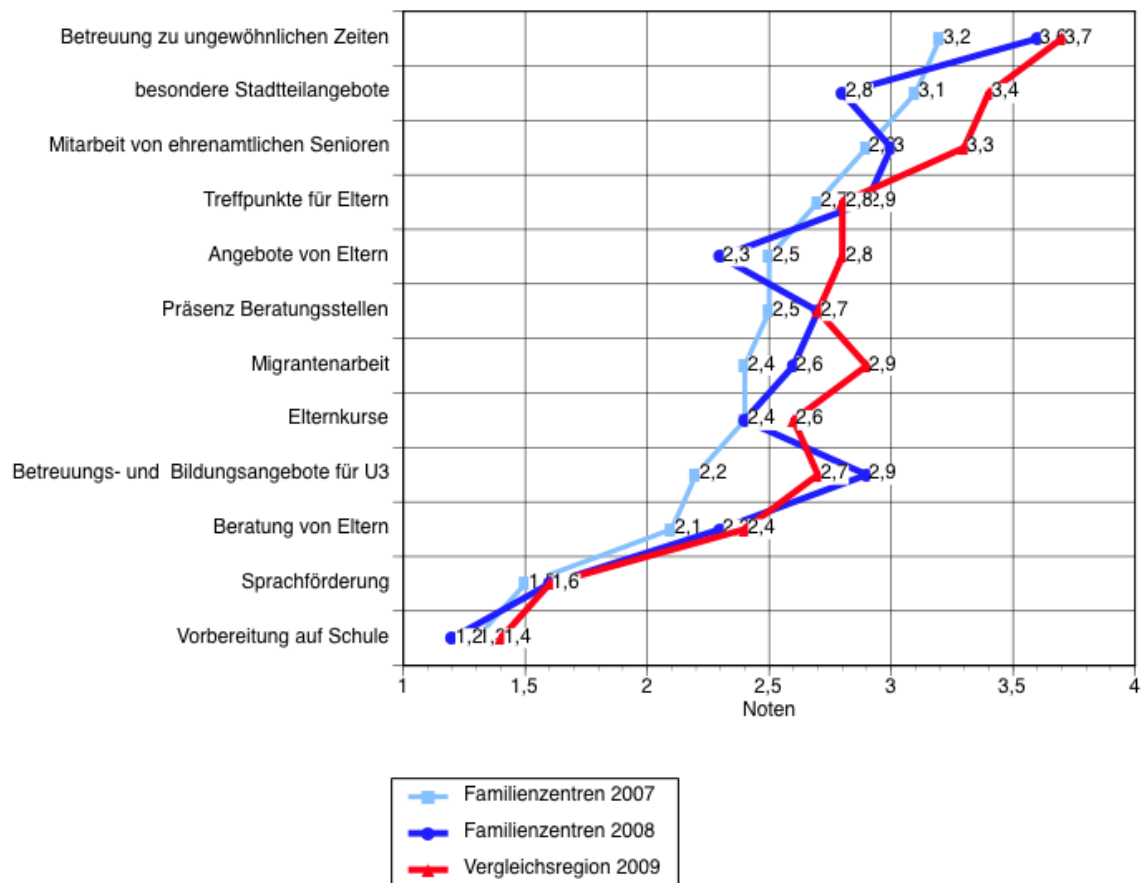
Abbildung 37: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich 2007 und 2008



In der zweiten Erhebung zeigt sich, dass die Ergebnisse aus der Anfangsmessung im Großen und Ganzen bzw. im Trend repliziert werden konnten. Die Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten ist für die Eltern, die ihr Kind in diese beiden Einrichtungsarten geschickt haben, nicht so sonderlich wichtig, genauso

wenig wie besondere Stadtteilangebote, Angebote von Eltern etc. Auch die Betreuungs- und Bildungsangebote für U3 sind im Vergleich zur Ersterhebung weniger relevant eingeschätzt worden. Am besten werden die Vorbereitung auf die Schule, die Sprachförderung, die Beratung der Eltern, die Zusammenarbeit mit Beratungsstellen und die Migrantenarbeit beurteilt (alles Werte über 2,5). Insgesamt werden alle Angebote von den Eltern der Familienzentren etwas besser bewertet bzw. in wenigen Fällen gleich gut. Die Eltern der Kinder aus Kindertagesstätten beurteilen viele dieser Angebote, die außerhalb von Vorbereitung auf die Schule und Sprachförderung liegen, etwas schlechter.

Abbildung 38: Ergebnisse der Elternbefragung zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich Familienzentren und Vergleichsregion



Dass die Vorbereitung auf die Schule bei den Eltern einen so großen Stellenwert hat, darf angesichts der allgemeinen Diskussion über die Bedeutung von Bildung in unserer Zeit nicht überraschen. In Abbildung 38 wird

deshalb nochmal eine niedersächsische Vergleichsregion (ebenfalls Familienzentren) aus dem Jahr 2009 hinzugefügt, um zu zeigen, dass die Familienzentren 2007 und 2008 der Stadt X mit dieser Vergleichsregion durchaus übereinstimmen. Es führen in der Rangliste der guten Noten: Vorbereitung auf die Schule, Sprachförderung, Beratung der Eltern und ähnliche Angebote. Die Betreuung zu ungewöhnlichen Zeiten wird von den meisten Eltern auch in der Vergleichsregion nicht für so sonderlich wichtig gehalten.

8.3.3 Fazit Elternbefragung

Wenn man ein Fazit der Elternbefragung ziehen will, so fällt positiv auf, dass die Eltern bei einer anonymen postalischen Befragung insbesondere mit dem Personal, der Leitung und den ErzieherInnen und ihren Leistungen für das Kind gut zufrieden sind. Wichtig für die Eltern ist die Vorbereitung auf die Schule und die Sprachförderung. Das sind Bereiche, die auch die ErzieherInnen für außerordentlich wichtig halten, so dass es in diesem Punkt keinen Dissens zwischen ErzieherInnen und Eltern gibt. Ein Ergebnis, das auf einen guten Zustand der Kindertagesstätten und Familienzentren in der Stadt X schließen lässt. Von den Eltern der Familienzentren werden die neuen Angebote in ihr positives Gesamturteil einbezogen.

Es fällt nicht schwer, ein Gesamturteil über die Anfangsmessung zu fällen: Es handelt sich auf jeden Fall um einen guten Start in einen interessanten Entwicklungsprozess.

Die Ergebnisse der zweiten Elternbefragung stabilisieren und unterstreichen die Ergebnisse der ersten. Die Eltern sind mit den Familienzentren sehr zufrieden – mehr jedenfalls als die Eltern, die ihr Kind in eine Kindertagesstätte schicken. Interessanterweise ist es die Bildungsarbeit mit dem Kind, die deutlich besser bewertet wird. Das zeigen natürlich auch die Fragen nach der Wichtigkeit der einzelnen Angebote. Die Schulvorbereitung, die Sprachförderung und die Beratung der Eltern werden als am wichtigsten beurteilt. Auch wenn die Familienzentren sich nicht explizit eine stärkere Bildungsorientierung zum Ziel

gesetzt haben, so kommt die zusätzliche Aktivität dieser Einrichtungen offenbar im Gesamteindruck bei den Eltern so an. Die Tatsache, dass die Familienzentren auch etwas weniger auf strukturierte Programme zurückgreifen, sondern das Alltagslernen in Form des Situationsbezugs und der offenen Arbeit favorisieren, ist in diesem Zusammenhang besonders interessant. Möglicherweise ist zusätzliche Aktivität bei den Eltern immer auch damit verbunden, dass ihre Kinder besser gefördert werden.

Als Gesamtfazit bleibt, dass die Familienzentren zwar mit der Zeit zu einer etwas größeren Unzufriedenheit der dort tätigen ErzieherInnen führen, dass diese Belastungen der ErzieherInnen aber mit einer positiven Einschätzung der Arbeit durch die Eltern korrespondiert. In Zukunft wird es darauf ankommen, dass man die Bedürfnisse des Personals und ihre Arbeitszufriedenheit angesichts der Erfüllung von Anforderungen seitens der Eltern und Familien nicht übersieht. Denn nur wenn beide, ErzieherInnen und Eltern, mit der Arbeit zufrieden sind, kann die Arbeit im Elementarbereich nachhaltig verbessert werden.

8.4 Zur statistischen Trennbarkeit der Einrichtungsarten

8.4.1 Diskriminanzanalysen zur Trennung von Versuchs- und Kontrollgruppe bei ErzieherInnen und Eltern

Die Diskriminanzanalyse ist ein statistisches Verfahren, mit der es gelingt, auf der Grundlage vieler verschiedener erhobener Daten eine Optimierung der Unterschiedlichkeit von 2 oder mehr Gruppen zu erreichen. Das bedeutet etwa folgendes: Es wird eine so genannte Diskriminanzfunktion (eine Gerade) gefunden, die durch einen mehrdimensionalen Variablenraum gelegt wird. Diese Gerade wird rechnerisch so ausgewählt, dass die Unterschiede zwischen 2 oder mehr Gruppen maximal sind. In unserem Fall bietet es sich an, die Kontrollgruppe und die Versuchsgruppe einer Diskriminanzanalyse zu unterziehen. Es wird eine Diskriminanzfunktion berechnet und die einzelnen

Variablen laden unterschiedlich hoch auf dieser. Ladung heißt soviel wie eine Korrelation der Variablen mit dieser nur rechnerisch existenten Dimension.

Die Interpretation einzelner Korrelationen kann missverständlich sein – besser sind die Mittelwerte auf den einzelnen Variablen, die ja weiter oben schon dargestellt worden sind. Zwischen Kontrollgruppe und Versuchsgruppe gibt es in bestimmten Variablenbereichen mehr oder weniger große Unterschiede. Es werden deshalb die Ergebnisse sogenannter Klassifikationsanalysen als Ergebnis der Diskriminanzanalysen mitgeteilt. Bei dieser Analyse wird auf der Grundlage der gefundenen Diskriminanzfunktion eine Schätzung der Gruppenzugehörigkeit gegeben. Je höher die Zahl der korrekt klassifizierten Fälle, desto besser diskriminiert die Analyse zwischen den Gruppen.

Die beiden Gruppen in den hier vorzustellenden Diskriminanzanalysen sind jeweils die Versuchs- und die Kontrollgruppe, also Familienzentren und Kindertagesstätten.

Bei mehreren Diskriminanzanalysen der *ErzieherInnendaten 2007* werden über die Variablen zur *Meinung über die Familienzentren* insgesamt 81,8% korrekt klassifizierte Fälle erhalten. Im Jahre 2008 sind es mit 68,4% deutlich weniger. Bei einer Diskriminanzanalyse der *Zufriedenheitsitems* erreichen die Daten 2007 eine korrekte Klassifikationsquote von 75,2% und 2008 nur noch 61,4%. Bei der *Beurteilung der Wichtigkeit einzelner Angebote* wird 2007 eine korrekte Klassifikation von 69%, im Jahre 2008 eine von 64,3% erreicht.

Wenn man diese Ergebnisse interpretiert, so könnte man daraus schließen, dass das Image der Familienzentren, das ja durch die Meinungsitems zu den Familienzentren erfragt wurde, bei der ersten Messung deutlich zwischen Versuchs- und Kontrollgruppe differenziert. Die Versuchsgruppe hat ein insgesamt positiveres Image von den Familienzentren als die Kontrollgruppe. Das ist kein Wunder, da sie sich ja schließlich selber um die Entwicklung zu einem Familienzentrum beworben haben. Bei der weiteren Messung 1,5 Jahre später ist die Trennbarkeit aufgrund der Imagedaten schwächer.

Dass trotz der geringen deskriptiven Berufszufriedenheitsunterschiede 2007 doch aufgrund der Diskriminanzanalyse 75,2% richtig klassifiziert werden können, ist dann doch erstaunlich. Mithilfe der Diskriminanzanalyse gibt es im Unterschied zur Betrachtung der absoluten Daten dann doch klare Hinweise darauf, dass die kleinen Unterschiede bereits in eine systematische Richtung gehen, und zwar in Richtung Familienzentren. Im Jahre 2008 ist dann die Trennbarkeit aufgrund der Zufriedenheitsdaten schwächer geworden.

Verglichen mit Diskriminanzanalysen, die mit den beiden Variablenblöcken des *Elternfragebogens* (Zufriedenheit und Wichtigkeit) gerechnet werden, gibt es bei der *Beurteilung der Wichtigkeit 2007 von Angeboten* ein ähnliches Ergebnis: 70,1% werden korrekt klassifiziert. Bei der *Zufriedenheit* wird ein ebenso ähnliches Klassifikationsresultat wie bei den ErzieherInnen erreicht, nämlich 75,2% korrekt klassifizierte Fälle auf der Grundlage einer Diskriminanzfunktion. Zum zweiten Erhebungszeitpunkt 2008 sehen die Werte wie folgt aus: Die Wichtigkeitsitems trennen die beiden Einrichtungsarten mit 67,9%, also ähnlich hoch wie 2007. Die Zufriedenheitsitems erreichen 59,5% korrekte Klassifikation, also deutlich weniger.

Die Ergebnisse der Diskriminanzanalysen zeigen also ein ähnliches Bild wie die multiplen Regressionskoeffizienten (s.u.). Von 2007 zu 2008 bleiben die beiden Einrichtungsarten zwar trennbar, aber schwächer in der zweiten Erhebung. Das kann zur deskriptiven These der ansatzweisen Konvergenz beider Einrichtungsformen – mit kausalen Annahmen wie bei der multiplen Regression – führen.

8.4.2 Multiple Regressionen der Variablen von ErzieherInnen und Eltern auf die Einrichtungsart

Von einer theoretischen Warte her könnte die multiple Regression auf die Einrichtungsart (Kindertagesstätte vs. Familienzentrum) von Interesse sein. Diese Auswertung zeigt an, ob es mit den erhobenen Variablen gelingen kann, die Einrichtungsart zu prognostizieren.

In der ersten Erhebung (2007) werden die folgenden Ergebnisse erhalten: es ergibt sich eine multiple Korrelation von $R = 0,827$, also eine recht hohe multiple Korrelation, wenn man alle Meinungs-, Zufriedenheits- und Wichtigkeitsbeurteilungen der *ErzieherInnenbeurteilung* zusammen nimmt. Das quadrierte und korrigierte R beträgt dann $0,47$., d.h. also mit der Gesamtzahl der Variablen wird unter Korrektur der Kumulation von Messfehlern 47% der Varianz zwischen Kontrollgruppe und Versuchsgruppe erklärt. Das ist ein recht hoher Wert und deutet noch einmal darauf hin, dass die alleinige Interpretation der Mittelwertsunterschiede über die Tendenzen in den Daten mit ihrem Zusammenhang nicht ausreichend Auskunft gibt. Auch eine Varianzanalyse der ErzieherInnendaten mit denselben unabhängigen Variablen führt zu einem signifikanten Resultat.

Ganz anders die Ergebnisse in der zweiten Erhebung 2008. Es wird nur ein $R = 0,635$ erreicht, das korrigierte R^2 beträgt nur $0,074$ und ist nicht signifikant. Keines der standardisierten Beta-Gewichte erreicht die Signifikanz (am ehesten noch „Nur ein neuer Name für alte Ideen“ mit $p = 0,057$). Grob zusammengefasst deutet das auf den Verlust der Trennschärfe zwischen den Einrichtungsarten hin. Dieser kann erzeugt worden sein, weil man die Kindertagesstätten nicht schlechter stellen wollte (verringert die Unterschiede) oder aber auch, weil man vorhatte, möglichst alle Kindertagesstätten zu Familienzentren zu entwickeln, also Entwicklungsvorleistungen erbracht hat (verringert ebenfalls die Unterschiede).

Um dieses allgemeine Resultat zu differenzieren, wurden die multiplen Regressionen nur auf die Zufriedenheitsvariablen ermittelt (weiter oben erfolgte eine multiple Regression der Zufriedenheitsvariablen auf die „Zufriedenheit mit der KITA“ – also nicht auf die Einrichtungsart, die mit diesen Analysen nicht zu verwechseln ist).

Es ergaben sich für beide Zeitpunkte keine signifikanten R 's. Für den Erhebungszeitraum 2007 wird ein R von $0,447$ (nicht signifikant) und ein korrigiertes quadriertes R von $0,090$ erreicht – trotz der Detailunterschiede in

der ErzieherInnenzufriedenheit ergibt sich also kein Unterschied in der multiplen Regression. Ursache können Suppressionsvariablen sein. Für den Erhebungszeitpunkt 2008 wird ein R von 0,213 (ns) und ein korrigiertes, quadriertes R von -0,102 ermittelt. Also auch zum zweiten Zeitpunkt ergaben sich keine Unterschiede in der multiplen Regression.

Wenn nun keine Unterschiede in der ErzieherInnenzufriedenheit zu bemerken sind – wie sieht denn die multiple Regression auf die Einstellungsfragen zu den Familienzentren aus? Zum ersten Erhebungszeitpunkt wird ein R von 0,689 und ein korrigiertes R^2 von 0,388 (signifikant) erreicht. Signifikante Beta-Gewichte betreffen folgende Items: „mal abwarten“, „kann man nicht kostenneutral verwirklichen“, „hilft mir mich weiterzuentwickeln“, „ist eine Verschlechterung für die Arbeit der ErzieherInnen“. Im Erhebungszeitpunkt 2008 werden folgende Werte ermittelt: $R = 0,493$ (s), korrigiertes $R^2 = 0,109$. Signifikante standardisierte Beta-Gewichte: „nur ein neuer Name für alte Ideen“ – die anderen, bei der Erhebung 2007 signifikanten Beta-Gewichte, lassen sich 2008 nicht replizieren.

Man kann diesen Trend in der multiplen Regression bei den ErzieherInnen als Verschwinden der Modelleuphorie, als Praxisschock oder realistische Wende interpretieren. Die mit der Innovation verbundene optimistische Einschätzung verschwindet mit der Zeit.

Im *Elternfragebogen* steht zu den Variablen der ErzieherInnen kein Pendant zur Verfügung. Allerdings kann man die elternspezifischen Zufriedenheiten mit der Familienfreundlichkeit der Stadt, dem Verhältnis zu den ErzieherInnen, den Öffnungszeiten der Kindertagesstätte etc. ebenfalls einer multiplen Regression mit der abhängigen Variablen der Versuchs- und Kontrollgruppenzugehörigkeit unterziehen. Man erhält für den Erhebungszeitpunkt 2007 einen Wert von $R = 0,514$ (s) und das korrigierte R^2 beträgt 0,193, d.h. etwas unter 20% der Varianz werden durch die Zufriedenheitsitems erklärt. In der zweiten Erhebung 2008 werden folgende Werte erreicht: $R = 0,364$ (s), ein korrigiertes R^2 von 0,058, also knapp 6% der Varianz. Es gibt ein Item mit einem signifikanten standar-

disierten Beta-Gewicht: „Die Bildungsarbeit mit meinem Kind“. Bereits in der itemspezifischen deskriptiven Auswertung wurde der höhere Zufriedenheitswert dieses Items der Eltern von Familienzentren beschrieben.

Wenn man dieses mit den entsprechenden Zufriedenheitsvariablen der ErzieherInnenstichprobe vergleicht, so gibt es hier ähnliche Ergebnisse. In der folgenden Tabelle 4 sind die entsprechenden R- und korrigierten R²-Werte zusammengestellt:

Tabelle 4 : Zufriedenheitsitems bei ErzieherInnen und Eltern und ihre Abbildung in multiplen Korrelationskoeffizienten

	R	Korrigiertes R ²
ErzieherInnen 2007	0,447	0,090
ErzieherInnen 2008	0,213	-0,102
Eltern 2007	0,514	0,193
Eltern 2008	0,364	0,058

Die multiplen Regressionskoeffizienten erlauben Trendinterpretationen der Daten, die auf mehreren Variablen fußen. Die Zufriedenheit der ErzieherInnen ist vom ersten zum zweiten Zeitpunkt weniger stark mit der Einrichtungsart assoziiert – in der zweiten Erhebung gar umgekehrt, was bei der itemspezifischen Deskription ja schon beschrieben wurde. Die Zufriedenheit der Eltern ist bei der zweiten Erhebung ebenfalls nicht mehr so stark mit der Einrichtungsart assoziiert – konzentriert sich aber auf die „Bildungsarbeit mit meinem Kind“, die erstaunlicherweise in den Familienzentren deutlicher damit verbunden ist.

Auch bei niedrigen Koeffizienten bzw. bei niedriger werdenden Koeffizienten darf nicht übersehen werden, dass es noch eine leichte Tendenz zu mehr Zufriedenheit bei den Eltern mit den Familienzentren gibt. Das trifft nicht mehr bei den ErzieherInnen zu: hier existiert bei der zweiten Erhebung ein schwach negativer korrigierter R²-Wert.

8.5 Ergänzende Auswertung: Besuch in einem Familienzentrum und Interview mit der Leiterin (Anfang 2007)

Die besuchte Einrichtung existiert seit 1989 und umfasst insgesamt 2 Tagesstättengruppen und zwei altersgemischte Gruppen. Seit dem Jahre 1993/94 werden auch Kinder unterhalb von 3 Jahren betreut. Insgesamt ist der aktuelle Bedarf so groß, dass noch 2-3 weitere Gruppen eingerichtet werden könnten. Bei der Anmeldung der Kinder unter 3 sind die Eltern oft ängstlich und haben Bedenken, allerdings sind Wiederabmeldungen relativ selten. Für ideal hält die Leiterin ein Verhältnis von 1 zu 4, d.h. 4 Kinder auf eine ErzieherIn. Die Praxis sieht allerdings anders aus, da das nordrhein-westfälische Gesetz vor KiBiz noch altersgemischte Gruppen von 4 Monaten bis 6 Jahren vorsah.

Die Leiterin wird gefragt, warum sie sich an der Entwicklung zu den Familienzentren beteiligt hat. Ihrer Ansicht nach waren einige Voraussetzungen schon gegeben. Ihre Klientel besteht aus Menschen verschiedener Kulturen und eine gesonderte Sprachförderung gehört seit Jahren zum Standardprogramm. Sie schätzt, dass gut ein Drittel, nämlich 31 Familien, einen Zuwanderungshintergrund haben. Auch verweist sie darauf, dass seit vielen Jahren außerdem eine U3-Förderung in ihrer Einrichtung üblich ist.

Man sieht hieran das, was in der Literatur beschrieben wurde und immer wieder auch zu Bestandsaufnahmen Anlass gegeben hat: Dass sich die einzelnen Einrichtungen auf die Bedürfnisse ihrer Klientel auch ohne Anleitung von oben eingestellt haben.

Zu den weiteren Gründen, warum sie an der Entwicklung zu einem Familienzentrum teilnahm, befragt, führt sie aus, dass es daran lag, dass sie auch schon früher Projektarbeit für Erwachsene bzw. Begegnungssituationen von Kindern mit Erwachsenen organisiert habe und dass Eltern beim Bringen der Kinder dableiben können und sich untereinander austauschen können, um sich miteinander stärker zu vernetzen. Die Kulturbegegnung und Sprach-

förderung ist ebenfalls ein etablierter Programmpunkt, auch Elternhospitationen sind erwünscht und werden auch tatsächlich durchgeführt.

Mit der muslimischen Elternschaft, die hier überraschenderweise einen christlich-konfessionellen Kindergarten besucht, gibt es generell keinerlei Probleme. Zwar wird Rücksicht auf das Essen genommen, doch stören sich die Muslime nicht an der evangelischen Akzentsetzung der täglichen praktischen, offenbar auch stark situationsorientierten Arbeit. Die Leiterin gibt zu bedenken, dass die muslimischen Eltern eher atmosphärisch orientiert sind und sich weniger an der religiösen Ausrichtung der Einrichtung orientiert haben.

Als weitere Elemente, die auf dem Wege zum Familienzentrum bereits vorhanden waren, kann ein generationsübergreifendes Arbeiten und die Förderung des ehrenamtlichen Engagements in der Einrichtung gelten (sie nennt ein Beispiel: ein Großvater lötet und macht Metallarbeiten).

Ein sehr wichtiger Punkt, der auch in den Berichten von Peucker und Riedel bzw. Diller eine Rolle spielte, sind die personalen Ressourcen, die notwendig sind, um die Mehrarbeit der Entwicklung zu einem Familienzentrum zu leisten. Zwischen den Zeilen ist zu erfahren, dass dem Träger die Entwicklung zu den Familienzentren nicht in sein Konzept passt. Dennoch scheint der Träger teilzunehmen, um den Anschluss an eine allgemeine Entwicklung nicht zu verlieren. Die Leiterin steht dem Träger näher als etwa dem Land bzw. der Stadt oder dem PädQUIS-Institut, das die Gütesiegel vergibt. Die Trägerkonzeptionen des evangelischen Kirchenkreises sind Grundlage für ihre Arbeit. Eigentlich hat die Leitung und auch das Personal genug zu tun, weshalb die Frage immer wieder gestellt werden musste, wie die Mehrarbeit der Entwicklung zu Familienzentren geleistet wurde. Die Antwort ist: Gruppenübergreifende und offene Arbeit ermöglicht es, gelegentlich KollegInnen herauszunehmen und für Sonderaufgaben einzuspannen. Alle KollegInnen kennen alle Kinder, weshalb eine offene bzw. teiloffene Arbeit in der Einrichtung favorisiert wird. Auf die Frage nach der Bewährung der teiloffenen Arbeit, wird auf ein eigenes Konzept des situativen Lernens, des Lernens im Alltagsvollzug,

durch Projekte, gruppenübergreifende und durch integrierte religionspädagogische Projekte verwiesen.

Abschließend wird deutlich, dass die einzelne Einrichtung einem polytelischem Anspruch von Land, Träger, PädQUIS und nun auch noch dem städtischen Jugendamt unterzogen wird. Schließlich gäbe es auch noch eine gewisse Fachlichkeit, d.h. Forderungen aus Wissenschaft und Pädagogik, die es zu berücksichtigen gelte.

Was in den Berichten von Peucker und Riedel bzw. Diller positiv gewendet wird, die Vernetzung sämtlicher Akteure, Ämter, Träger etc., erweist sich hier an der Basis als der Einstieg in eine gewisse Orientierungslosigkeit bzw. einen ziemlich langsamen Ablauf in den Vernetzungs- und Kooperations- bzw. Abstimmungsprozessen. Man kann aus dem Interview heraushören, dass beispielsweise die Orientierung an einer Instanz, z.B. dem Träger, für die Bewältigung praktischer Arbeiten völlig ausreichend sei. Irgendwelche „materiellen“ Gründe, wie etwa der demographische Wandel, vermag die Leiterin nicht zu erkennen, da, wie bereits geschildert, der Andrang auf Plätze in dieser Einrichtung außerordentlich hoch ist.

Dieses eine Interview sei hier stellvertretend für viele andere geschildert, da es einige Probleme, aber auch Lösungsmöglichkeiten deutlich macht, die in allen Einrichtungen vorhanden sind. Zunächst einmal müssen die Ressourcen für die Weiterentwicklung zum Familienzentrum irgendwoher genommen werden. In anderen Einrichtungen wurden beispielsweise TrägermitarbeiterInnen eingesetzt, um die entsprechenden Arbeiten zu leisten, aber in den meisten wurden die Veränderungsarbeiten aus den bestehenden Ressourcen geleistet. Eine beliebte Methode ist die gruppenübergreifende Arbeit, bei der dann Personalressourcen für eine gewisse Zeit für Weiterentwicklungsarbeiten zur Verfügung stehen. Wie in Nordrhein-Westfalen generell üblich, sind LeiterInnen von der praktischen Arbeit in der Gruppe befreit und können deshalb für Weiterentwicklungsarbeiten eingesetzt werden.

9. Diskussion und Zusammenfassung

Die eigentliche zentrale Aufgabe dieser Arbeit besteht darin, die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit einer pädagogischen Innovation empirisch zu dokumentieren. Die Entwicklung zu Familienzentren (die Innovation) im Land Nordrhein-Westfalen, durch einen politischen Beschluss im Jahr 2005 in Gang gesetzt, ist der Rahmenprozess, in dem diese Evaluationsuntersuchung stattfindet. 12 Einrichtungen, die sich auf dem Wege der Veränderung zu Familienzentren befinden, werden mit 19 anderen verglichen, die Kindertagesstätten bleiben. Familienzentren und Kindertagesstätten werden in dieser Arbeit zweimal untersucht, 2007 (Februar) und 2008 (September), so dass insgesamt ca. anderthalb Jahre zwischen 1. und 2. Messung lagen.

Die Evaluationsuntersuchung, die hier vorgestellt wird, stützt sich also auf ein längsschnittliches Versuchs- und Kontrollgruppendesign und berichtet über die erste und zweite Messung von Meinungen und Bewertungen von LeiterInnen, Eltern und ErzieherInnen – ist also auch mehrperspektivisch angelegt. Alle 3 Gruppen werden dazu befragt, wie zufrieden sie mit ihrer Situation sind, welche Meinung sie über die Familienzentrenentwicklung haben und welche Angebote ihnen wichtig sind. Die LeiterInnen werden darüber hinaus noch gebeten, zur Abschätzung der treatment fidelity, einige strukturelle Variablen ihrer Einrichtungen zu benennen, deren Ausprägung von rechtlichen und fiskalischen Vorgaben abhängig ist und nicht von psychologischen oder pädagogischen Prozessen. Die Untersuchung ist ein Beitrag zur Evaluationsforschung pädagogischer Reformversuche und damit gleichzeitig auch ein Beitrag zur Innovationsforschung, deren Notwendigkeit besonders aktuell (z. B. Petermann 2014) betont wird.

Die Durchführung von empirischen Evaluationen und Innovationsforschungen ist in den letzten Jahrzehnten, und insbesondere seit dem Head Start Versuch in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Aufgabe der pädagogischen Psychologie gewesen. Was ist an diesen Untersuchungen psychologisch? Die Reaktionen von Eltern, von LeiterInnen und ErzieherInnen

auf Reformvorhaben ist ein psychologischer Prozess, der nicht rational vorhersehbar ist, sondern der stellenweise auch zu unerwarteten Ergebnissen führen kann. Die psychische Verarbeitung einer Veränderung, das Coping von neuen Anforderungen ist ein zentraler Gegenstand der pädagogischen Psychologie, weniger eine Frage der pädagogischen Begründung von Innovationen, die in dieser Arbeit kurz gestreift werden, gleichwohl die Reaktion der Betroffenen auf die Innovation im Zentrum der Betrachtung steht.

Von einer gewissen erziehungswissenschaftlichen Bedeutung ist die Frage, woher die Idee zu den Familienzentren gekommen ist. In der Literatur wird gemeinhin auf die Early Excellence Centres in Großbritannien verwiesen, die hier als Vorbild für die Familienzentren gelten sollen. Das Wort *Excellence* ist jedoch erst später eingefügt worden, die Zentren hießen schlicht und einfach Early Centres. Im Rahmen einer Qualitätsoffensive ist der Begriff Excellence in diese Bezeichnung für eine vorschulische Institution hineingekommen.

Wie die für Deutschland zentralen Berichte von Peucker und Riedel bzw. von Diller deutlich gezeigt haben, gab es eine von unten angestoßene Entwicklung hin zu Familienzentren oder „Häusern für Kinder und Eltern“, die von der Elementarpädagogik und von dem bildungspolitischen System des Elementarbereichs aufgegriffen wurde und zu einer prägnanten Gestalt, die fortan in NRW „Familienzentrum“ genannt wurde, verdichtet worden ist. Durch einen politischen Beschluss wurde dann daraus eine Zielsetzung, der sich die Praxis unterwerfen musste.

Für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung wäre eigentlich wichtig, was die Gründe in einzelnen Einrichtungen waren, das Angebot in einer Kindertagesstätte um Angebote für Eltern und den Sozialraum zu erweitern. Offenbar gibt es hier eine pragmatisch ablaufende Reaktion auf Bedürfnisse der Eltern. Es gibt in der fachwissenschaftlichen bzw. fachpädagogischen Diskussion immer wieder mal Hinweise darauf, dass ErzieherInnen auch bei der Prävention von Verhaltensstörungen, bei der Früherkennung von Störungen, bei der Beratung von Eltern etc. wichtige Funktionen ausüben können. Offenbar

haben dann Praktiker vor Ort diesen Bedarf mit zusätzlichen Angeboten freiwillig befriedigt.

Im Verbund mit der politischen und pädagogischen Systematisierung entstand dann ein vorläufiges Bild der Familienzentren, das etwa durch folgende Kriterien gekennzeichnet ist: Beratung, Unterstützung von Kindern und Familien, Familienbildung und Erziehungspartnerschaft, Kindertagespflege, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Sozialraumbezug, Kooperation und Organisation, Leistungsentwicklung, Selbstevaluation und Kommunikation (vgl. Stöbe-Blossey, Strotmann & Tietze 2007).

In den zentralen Bestandsberichten finden sich, wie weiter oben geschildert, zahlreiche Forderungen nach verbesserten Rahmenbedingungen, Ressourcen und Strukturhilfen, um eine Entwicklung zu Familienzentren überall zu gewährleisten. Diese politische Verallgemeinerung von spontan aufgetretenen Veränderungen, die ohne wesentliche finanzielle Hilfen von der Praxis selbst in Gang gesetzt worden sind, ist ein politischer Schritt, der mit Sicherheit die öffentlichen Haushalte nicht entlasten wird, sondern zu neuen Belastungen führt. Die Familienzentren in Nordrhein-Westfalen haben, auch diejenigen, die für die vorliegende Arbeit untersucht wurden, einen jährlichen Betrag von 12.000 Euro zur Weiterentwicklung bekommen.

Die nahe liegende Überlegung, dass die Entwicklung zu Familienzentren die Bestandssicherung des Personals in Zeiten nachlassender Kinderzahlen sichern soll, wird hingegen nirgends offiziell kommuniziert. Bei der Befragung wurde allerdings eine hohe Übereinstimmung der meisten Praktiker gefunden – gerade in dieser Frage. Vermutlich sind viele aus diesem Grunde motiviert, an der Entwicklung zu Familienzentren teilzunehmen.

Die empirischen Ergebnisse der ersten Messung 2007 zeigen relativ überraschend und klar, dass die Einrichtungen, die sich auf den Weg gemacht haben, ein Familienzentrum zu werden, auch schon in der Anfangsmessung ein deutlich anders akzentuiertes, zielorientiertes Angebotsprogramm aufgelegt

haben. D.h.: Es gab in den 12 Versuchseinrichtungen offenbar schon Entwicklungen und Erweiterungen des Angebots in Richtung Familienzentrum, so dass die Mehrarbeit nicht gravierend zu Buche schlägt. Auch ist die Berufszufriedenheit der ErzieherInnen in den Familienzentren wie auch in den traditionellen Einrichtungen vergleichbar. Ähnliches gilt für die Zufriedenheit der Eltern. Nun könnte man diese relativ geringen Unterschiede, die allerdings bei einer multivariaten Betrachtung in Diskriminanzanalysen und multiplen Regressionen besonders deutlich werden, als Manko des Versuchs bewerten, doch sollte man davon ausgehen, dass sich nicht alle Einrichtungen des Elementarbereichs zu Familienzentren entwickeln müssen und sollen. Es ist deswegen eher positiv zu werten, dass sich die ErzieherInnen in traditionellen wie in Versuchseinrichtungen noch gleichermaßen zufrieden fühlen. Es hätte ja auch sein können, bei einer falschen Anlage des Veränderungsprozesses, dass es Belastungen in den Versuchseinrichtungen gegeben hätte, Unzufriedenheit und den Wunsch nach Rückkehr zu einem traditionellen Modell. Das ist aufgrund der Daten in der Anfangsmessung nicht anzunehmen – änderte sich aber ziemlich deutlich in der zweiten Messung.

Bei der 2. Messung 2008 zeigen die Ergebnisse, dass der Vorsprung der Familienzentren in der Meinung der Befragten nicht mehr ganz so groß ist wie bei der 1. Messung. Besonders sinnfällig wird dieser Unterschied an den multivariaten Verfahren, zum Beispiel an der multiplen Regression der unterschiedlichen Variablenbereiche auf die Einrichtungsart. Hier zeigt sich sowohl bei der multiplen Regression als auch bei Diskriminanzanalysen, dass in der 2. Messung die Unterscheidbarkeit der Reaktionen auf beide Einrichtungsarten schwächer wird. Die eine ist nicht mehr so klar mit den Vorteilen assoziiert wie die andere, sondern die Unterschiede verringern sich offenbar.

Da für eine angewandte Fragestellungen die Signifikanztestung nicht den zentralen Stellenwert besitzt, zumal die Arbeit über die untersuchte Lokalität, die hier aus Datenschutzgründen ungenannt bleiben muss, nicht verallgemeinert werden kann, spielen praktische Maße der Unterschiede eine große Rolle (vgl. Einleitung). Wenn man beispielsweise die Zufriedenheit der

ErzieherInnen bei der 2. Messung in d-Werten (nach Cohen, vgl. Kap. 6) ausdrückt, so erreicht man einen d-Wert von -0,65. Also nach Hattie (2009) ein relevant hohes Maß mit einem nonoverlap der beiden Normalverteilungen von geschätzten 40%. Bei den Eltern wird für den Zufriedenheitswert bei der 2. Messung ein d-Wert von 0,5 erreicht – also ca. 33% nonoverlap. Diese Werte wurden aus der multiplen Korrelation errechnet und zwar aus dem Quadrat der um die Messfehlerkumulation korrigierten multiplen Korrelationskoeffizienten. Diese d-Werte signalisieren deutlich, was im Wesentlichen bei dieser Arbeit herausgekommen ist: zwar behalten die Familienzentren einen leichten Vorsprung in nahezu allen Variablen, aber die Zufriedenheit der ErzieherInnen mit dem Familienzentrum ist im Verlaufe des Versuchs gesunken. Die Zufriedenheit der Eltern ist hingegen gestiegen bzw. geblieben. Oder noch kürzer: Familienzentren sind gut für Eltern, ungünstig für ErzieherInnen.

Man kann nun das Hauptergebnis dieser Arbeit als eine Art Praxisschock darstellen: die Realität hat das Familienzentrum ein wenig entzaubert. Man könnte aber auch interpretieren, dass der Optimismus bezüglich des Innovationsmodells gebremst wurde. Man könnte auch an eine „Konvergenzthese“ denken, da sich Kindertagesstätten und Familienzentren offenbar stärker angleichen.

Wodurch kommt diese stärkere Angleichung zustande? In der Arbeit wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass ein Träger einer Einrichtung im Elementarbereich dafür sorgen muss, dass auch die Einrichtungen, die nicht an einem Modellversuch teilnehmen, ausreichend und positiv ausgestattet werden. D.h. materielle, ideelle, pädagogische und wissenschaftliche Ressourcen müssen auch in den Einrichtungen der Kontrollgruppe investiert werden. Dadurch verringern sich die Unterschiede zwischen Versuchs- und Kontrollgruppe, was sich in den gesunkenen multiplen Korrelationen und den Diskriminanzanalysen deutlich zeigt.

Selbstverständlich kann dies auch daran liegen, dass nicht alle Ziele mit der Realisierung der Innovation erreicht werden bzw. dass viele Ziele so formuliert

waren, dass ihre Machbarkeit im Alltag angezweifelt werden musste. Auch ist es möglich, dass die materiellen und personellen Ressourcen nicht so ausreichend waren und sind, dass besonders deutliche positive Ergebnisse zu Gunsten der Familienzentren erwartet werden können.

Die Familienzentren werden allerdings von den Betroffenen auch in der 2. Messung positiv wahrgenommen, positiver oft auch – mit Ausnahme der ErzieherInnenzufriedenheit – als die Kindertagesstätten. Den Eltern gefällt insbesondere die Bildungsarbeit in den Familienzentren. Das ist eher ein frappantes Resultat, da die Verbesserung der Bildungsarbeit mit den Kindern nicht zum eigentlichen zentralen Charakteristikum der Familienzentren gelten sollte, sondern ein gleichrangiges Nebenziel wie bei allen Einrichtungen des Elementarbereiches sein sollte. Möglicherweise nehmen Eltern aber die gestiegenen Aktivitäten innerhalb ihres Familienzentrums als Bildungsarbeit war, zumal für Eltern und ErzieherInnen (wie hier gezeigt werden konnte) die Vorbereitung auf die Schule zu den vorrangigen Zielen einer Einrichtung gehört. Man kann das Ergebnis dieser Arbeit auch als Heterogenitätsproblem und seine unvollständige Lösung erfassen. Die zusätzlichen Aufgaben für die Familienzentren erhöhen die Heterogenität der Aufgaben und des Geschehens, d.h. der Verhaltens- und Handlungsweisen in der Einrichtung erheblich. Die Neutralisierung der Heterogenität bzw. die Befriedigung der Bedürfnisse, die durch Heterogenität erwachsen, erfordert zusätzliche Investitionen.

Diese zusätzlichen Investitionen sind durch ausführliche Erhebungen bei den LeiterInnen der untersuchten Einrichtungen erhoben worden und sie zeigen, dass der Träger der Einrichtungen die Familienzentren tatsächlich personell und sachlich etwas besser, aber auch nicht dramatisch besser, ausgestattet hat. Dennoch scheint die Heterogenität nicht so neutralisiert worden zu sein, dass die ErzieherInnen die Arbeit (wie etwa in der 1. Messung) überwiegend positiv empfunden haben.

Grimshaw et al. (2006) haben Implementationsergebnisse mit acht verschiedenen Kriterien beurteilt (vgl. Einleitung). Die Ergebnisse dieser Studie sollen kurz damit verglichen werden:

1. Die „Akzeptanz“ der Familienzentren kann als gegeben betrachtet werden – insbesondere die Eltern sind mit dieser Art von Einrichtung zufrieden.

2. Die „Übernahme“ der Zielsetzungen der Familienzentren kann, wenn man die Meinungen von Erzieherinnen und Eltern dazu betrachtet, als gelungen angesehen werden.

Das gilt auch für das 3. Kriterium „Angemessenheit“.

Auch 4., die „Machbarkeit“

und 5., die „Wiedergabetreue“, die insbesondere durch die Leiterinnen Befragung geprüft wurde, können ebenfalls als gegeben gelten.

Insbesondere interessant ist, dass ein Großteil der ErzieherInnen in Familienzentren und Kindertagesstätten glaubte, dass die in den Familienzentren zusätzlich angebotenen Leistungen durchaus zum historischen Repertoire von normalen Einrichtungen gehören.

Das 6. Kriterium lautet „Implementationskosten“ – das kann, wenn man die geringe Zufriedenheit der ErzieherInnen mit der Einrichtung und die qualitativ gesicherte Mehrarbeit betrachtet, noch nicht als erfüllt gelten. Die beiden verbleibenden Kriterien „Durchdringung“ und „Nachhaltigkeit“ sind nicht Gegenstand der aktuellen Untersuchung gewesen.

Der entscheidende Punkt bei der Implementation von Familienzentren ist also nicht, dass die neuen Aufgaben in irgendeiner Form unmögliche Innovationen und Handlungen erfordern, sondern dass die Vielfalt und Heterogenität der Anforderungen zu einer Veränderung des täglichen Arbeitsprofils von ErzieherInnen führt, die mit einer Senkung der Berufszufriedenheit verbunden ist.

Eine in den letzten Jahren durchgeführte OECD-Umfrage (vgl. Schmich & Schreiner 2010) zum unterstützenden Personal an Schulen erbringt ein Resultat, das bemerkenswert ist. Im OECD-Mittel kommt auf ca. 16 Lehrer eine pädagogisch psychologische Zusatzkraft und auf ca. 9 Lehrer eine zusätzliche

administrative Kraft. Die OECD hat diese Zahlen für das Schulsystem, also den Sekundarbereich, festgestellt, der ja im außereuropäischen Ausland überwiegend ein Gesamtschulsystem ist. Die Gesamtschulsysteme sind durch größere Heterogenität der Schülerschaft gekennzeichnet. Die größere Heterogenität muss durch zusätzliche Kräfte neutralisiert werden. Wenn man in Analogie zu diesem Resultat für die weitere, nach Heterogenität drängende Entwicklung im Elementarbereich Schlussfolgerungen zieht, dann wäre die Forderung nach „Multiprofessionellen Teams“ auch für den Elementarbereich sinnvoll, sofern das Prinzip der Homogenität aufgegeben wird. Die vorliegende Studie konnte an einigen Stellen zeigen, dass die innovative aber auch heterogene Form der Familienzentren vor allem jene ermüdet und distanziert, die von Anfang an dabei waren.

Natürlich sind alternative Interpretationen für die weitere Forschung möglich: Verlangt das Familienzentrum nur eine zusätzliche Anstrengung oder gibt es auch eine Enttäuschung darüber, dass die Reaktionen der Eltern nicht ganz so strahlend ausfallen, wie man sich das erhofft hat bzw. hätte man sich auch für die eigene Person dramatischere positive Ergebnisse gewünscht?

Auf jeden Fall sind die Ergebnisse so, dass eine Fortführung des Modellversuches Familienzentren genauso unterstützt werden kann wie die Fortführung weiterer Forschung zu den Reaktionen auf die Innovation Familienzentrum.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung können nicht unbedingt auf andere Städte generalisiert werden, weil jede Kommune ihre eigenen Möglichkeiten hat, das Personal entsprechend zu motivieren, zu behandeln, fortzubilden, die Rahmenbedingungen zu gestalten etc. So wie es in der untersuchten Stadt X bislang abgelaufen ist, zeigt sich in den Daten ein eher harmonischer und wenig konfliktbehafteter Veränderungsprozess. Dass bei den einzelnen Interviews (in dieser Arbeit wird nur eins kurz geschildert) auch denkbare Konflikte am Horizont auftauchen, liegt an der Vielfalt der Zielsetzungsinstanzen in dem Veränderungsprozess. Ob dieser polytelische Horizont dysfunktional wirkt, bleibt abzuwarten.

10. Literaturverzeichnis

- Becker, L. A. (2000). *Effect Size Calculators*. Verfügbar unter <http://www.uccs.edu/~lbecker/> [Stand Juli 2014]
- Beelmann, A. & Karing, C. (2014). Implementationsfaktoren und -prozesse in der Präventionsforschung: Ergebnisse, Probleme, Strategien, Perspektiven. *Psychologische Rundschau*, 65(3), 129–139.
- Bertram, T., Pascal, C., Bokhari, S., Gasper, M. & Holtermann, S. (2002). *Early Excellence Centre Pilot Programme, Second Evaluation Report 2000-2001*. London: DfES.
- Bloom, B. S., Hastings, J. T. & Madaus, G. F. (1971). *Handbook on Formative and Summative Evaluation of Student Learning*. New York: McGraw-Hill.
- Blum, M.-L. & Naylor, J. C. (1968). *Industrial Psychology*. New York: Harper and Row.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004). *Pressemitteilung Nr. 131/2004*. Verfügbar unter www.kindertagesbetreuung.de/K321.html [Stand Juli 2008]
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006). *Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Baden-Baden: Koelblin-Fortuna-Druck.
- Bortz, J. (2005). *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler*. Heidelberg: Springer.
- Campbell, A. (2003). Developing and Evaluating Early Excellence Centres in the UK: some issues in promoting integrated and 'joined-up' services. *International Journal of Early Years Education*, 11(3), 235–244.
- Clements, M. A., Reynolds, A. J. & Hickey, E. (2004). Site-Level Predictors of Children's School and Social Competence in the Chicago Child-Parent Centers. *Early Childhood Research Quarterly*, 19(2), 273–296.
- Diekmann, A. (2011). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. (5. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Diller, A. (2005). *Eltern-Kind-Zentren. Die neue Generation kinder- und familienfördernder Institutionen*. DJI.
- DJI, Deutsches Jugendinstitut (2014). Verfügbar unter <http://www.dji.de> [Stand August 2014]

- Dollase, R. (2013). *Evaluation der Bildungsleitlinien Schleswig-Holstein – quantitative Untersuchung*. Universität Bielefeld.
- Dollase, R. (2010). *Gewalt in der Schule*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Elschenbroich, D. (1997). Wissensfreie Kindheit. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26.11.1997, 275, N 5.
- Familienzentrum Gries (2008). Verfügbar unter <http://www.familienzentren.ch/volketswil/> [Stand Juli 2008]
- Grimshaw, J., Eccles, M., Thomas, R. & MacLenman, G. (2006). Toward evidence-based quality improvement: Evidence (and its limitations) of the effectiveness guideline dissemination and implementation strategies 1966-1998. *Journal of General Internal Medicine*, 21, 14–20.
- Hasselhorn, M., Köller, O., Maaz, K. & Zimmer, K. (2014). Implementation wirksamer Handlungskonzepte im Bildungsbereich als Forschungsaufgabe. *Psychologische Rundschau*, 65(3), 140–149.
- Hattie, J. (2013). *Lernen sichtbar machen*. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Hattie, J. (2011). *Visible Learning for Teachers: Maximizing Impact on Learning*. New York: Routledge.
- Hattie, J. (2009). *Visible Learning: A Synthesis Over 800 Meta-Analysis Relating to Achievement*. New York: Routledge.
- Hattie, J. & Yates, G. (2014). *Visible Learning and the Science of How We Learn*. New York: Routledge.
- Havelock, R. G. (1976). *Schulinnovation – ein Leitfaden*. Bern: Haupt.
- Kessels, J. (1974). *Materialien zum Kindergartengesetz Nordrhein-Westfalen*. Diözesan Caritasverband Essen.
- Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (1993). *Das neue Steuerungsmodell*. Verfügbar unter http://www.kgst.de/menu_oben/die_kgst/verwaltungsreform/5_1993.pdf [Stand Juli 2008]
- Lee, S. S., August, G. J., Bloomquist, M. L., Mathy, R. & Realmuto, G. M. (2006). Implementing an Evidence-Based Preventive Intervention in Neighborhood Family Centers: Examination of Perceived Barriers to Program Participation. *Journal of Primary Prevention*, 27(6), 573–597.
- Lösel, F. & Nowack, W. (1987). Evaluationsforschung. In J. Schultz-Gambard (Hrsg.), *Angewandte Sozialpsychologie* (S. 57–87). München: Psychologie Verlags Union.

- MFKJKS, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (2014a). *Familienzentrum NRW*. Verfügbar unter <http://www.familienzentrum.nrw.de/> [Stand August 2014]
- MFKJKS, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (2014b). *KiBiz*. Verfügbar unter <http://www.mfkjks.nrw.de> [Stand August 2014]
- Moore, G., E. (1903). *Principia ethica*. Verfügbar unter: <http://fair-use.org/g-e-moore/principia-ethica/> [Stand August 2014]
- Petermann, F. (2014). Implementationsforschung. Grundbegriffe und Konzepte. *Psychologische Rundschau*, 65(3), 122–128.
- Peterson, P. (2004). Naturalistic language teaching procedures for children at risk for language delays. *The Behavior Analyst Today*, 5, 404–424.
- Peucker, C. & Riedel, B. (2004). *Häuser für Kinder und Familien*. DJI.
- Puhani, P. & Weber, A. M. (2007). Does the Early Bird Catch the Worm? Instrumental Variable Estimates of Early Educational Effects of Age of School Entry in Germany. *Empirical Economics*, 32, 359–386.
- Reynolds, A. J. & Temple, J. A. (2006). Impacts of the Chicago Child-Parent Centers on Child and Family Development. In N. F. Watt, C. Ayoub, R. H. Bradley, J. E. Puma & W. A. LeBoeuf (Ed.), *The crisis in youth mental health: Critical issues and effective programs*, Vol. 4: Early intervention programs and policies. (pp. 229–249). Westport: Praeger Publishers/Greenwood Publishing Group.
- Roethlisberger F. J. & Dickinson, W. J. (1943). *Management and the worker*. Harvard University Press: Cambridge Mass.
- Rogers, E. M. (2003). *Diffusions of innovations* (5th ed.). New York: The Free Press.
- Schmich, J. & Schreiner, C. (Hrsg.) (2010). *TALIS 2008: Schule als Lernumfeld und Arbeitsplatz*. Vertiefende Analysen aus österreichischer Perspektive. Graz: Leykam.
- Schweinhart, L. J., & Weikart, D. P. (1997). The High/Scope preschool curriculum comparison study through age 23. *Early Childhood Research Quarterly*, 12, 117–143.
- Scriven, M. (1967). The Methodology of Evaluation. In R. W. Tyler, R. Gagne & M. Scriven (Ed.), *Perspectives of Curriculum Evaluation* (pp. 39–83). Chicago: Rand-McNally.

- Shell Jugendstudie (2006). Verfügbar unter http://www.shell.com/home/content/de-de/society_environment/jugendstudie/2006/dir_jugendstudie.html [Stand Juli 2008]
- Sommer-Himmel, R. & König, J. (2012). Familienzentren. Entwicklungsperspektiven, Standards, Evaluationsergebnisse. Berlin: Logos Verlag.
- Spranger, E. (1965). *Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung* (2. Aufl.). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Stöbe-Blossey, S., Strotmann, M. & Tietze, W. (2007). *Das Gütesiegel „Familienzentrum NRW“* (Entwurf; Stand: 31.01.2007). Berlin: Pädagogische Qualitäts-Informationssysteme gGmbH.
- Temple, J. A. & Reynolds, A. J. (2007). Benefits and Costs of Investments in Preschool Education: Evidence from the Child-Parent Centers and Related Programs. *Economics of Education Review*, 26(1), 126–144.
- Wicklund, R. A. (1974). *Freedom and reactance*. Oxford: Lawrence Erlbaum.
- Wikipedia (2008). *Familienzentrum*. Verfügbar unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Familienzentrum> [Stand Juli 2008].
- Wilson, S. J., Lipsey, M. W., & Derzon, J. H. (2003). The Effects of School-Based Intervention Programs on Aggressive Behavior: A Meta-Analysis. *Journal of Consulting & Clinical Psychology*, 71(1), 136–149.
- Wittmann, W. W. (1985). *Evaluationsforschung: Aufgaben, Probleme und Anwendungen*. Berlin: Springer.

11. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Angebotspyramide nach Peucker und Riedel	38
Abbildung 2: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	75
Abbildung 3: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	76
Abbildung 4: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich 2007 und 2008.....	77
Abbildung 5: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder in den Einrichtungen nach Alter – Vergleich 2007 und 2008.....	78
Abbildung 6: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	79
Abbildung 7: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	80
Abbildung 8: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008.....	81
Abbildung 9: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Anzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008.....	82
Abbildung 10: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	83
Abbildung 11: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2008 zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	84
Abbildung 12: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008	85
Abbildung 13: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Kindertagesstätten zur durchschnittlichen Stundenanzahl des pädagogischen und nicht-pädagogischen Personals – Vergleich 2007 und 2008	86
Abbildung 14: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung 2007 und 2008 zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder nach Unterbringungsdauer	

(halbtags, ganztags) und Migrationshintergrund in den Einrichtungen – Vergleich Familienzentren mit Kindertagesstätten.....	88
Abbildung 15: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum I – Vergleich 2007 und 2008.....	90
Abbildung 16: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum II – Vergleich 2007 und 2008.....	91
Abbildung 17: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum III – Vergleich 2007 und 2008.....	93
Abbildung 18: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum IV – Vergleich 2007 und 2008.....	94
Abbildung 19: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum V – Vergleich 2007 und 2008.....	96
Abbildung 20: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum VI – Vergleich 2007 und 2008.....	97
Abbildung 21: Ergebnisse der LeiterInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zum Angebotsspektrum VII – Vergleich 2007 und 2008.....	99
Abbildung 22: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren – Vergleich 2007 und 2008.....	104
Abbildung 23: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind für Eltern gut" – Vergleich 2007 und 2008.....	106
Abbildung 24: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind für Eltern notwendig" – Vergleich 2007 und 2008.....	107
Abbildung 25: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Meinung über Familienzentren, Item "Familienzentren sind eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen von Erzieherinnen " – Vergleich 2007 und 2008 ...	108
Abbildung 26: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit – Vergleich 2007 und 2008.....	110
Abbildung 27: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren (N=35) und den Kindertagesstätten (N=14) zur Berufszufriedenheit (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben) – Vergleich 2007 und 2008	112

Abbildung 28: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit, Item "Zusammenarbeit mit Eltern" – Vergleich 2007 und 2008	113
Abbildung 29: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Berufszufriedenheit, Item "Meine pädagogische Arbeit mit Kindern" – Vergleich 2007 und 2008 ..	114
Abbildung 30: Ergebnisse der ErzieherInnenbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich 2007 und 2008.....	117
Abbildung 31: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung – Vergleich 2007 und 2008.....	122
Abbildung 32: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben) – Vergleich 2007 und 2008.....	124
Abbildung 33: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Angebote für Eltern und Familien" – Vergleich 2007 und 2008.....	125
Abbildung 34: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Möglichkeit mitzuarbeiten" – Vergleich 2007 und 2008 ...	126
Abbildung 35: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Zufriedenheit mit der Kita (Einrichtung)" – Vergleich 2007 und 2008.....	126
Abbildung 36: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Zufriedenheit mit der Einrichtung (nur Personen, die an beiden Erhebungszeitpunkten teilgenommen haben), Item „Bildungsarbeit mit meinem Kind" – Vergleich 2007 und 2008.....	127
Abbildung 37: Ergebnisse der Elternbefragung aus den Familienzentren und den Kindertagesstätten zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich 2007 und 2008.....	131
Abbildung 38: Ergebnisse der Elternbefragung zur Wichtigkeit von Angeboten – Vergleich Familienzentren und Vergleichsregion	132

12. Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Rücklaufquoten 1. und 2. Erhebung	69
Tabelle 2: Diskriminanzanalyse der Zufriedenheitsvariablen zur Vorhersage der Zugehörigkeit Familienzentren und Kindertagesstätten 2007 (1. Erhebung, N=185)	119
Tabelle 3: Diskriminanzanalyse der Zufriedenheitsvariablen zur Vorhersage der Zugehörigkeit Familienzentren und Kindertagesstätten 2008 (2. Erhebung, N=186)	119
Tabelle 4 : Zufriedenheitsitems bei ErzieherInnen und Eltern und ihre Abbildung in multiplen Korrelationskoeffizienten.....	139

Anhang

- **Fragebogen für LeiterInnen von Tageseinrichtungen für Kinder**
- **Fragebogen für ErzieherInnen von Tageseinrichtungen für Kinder**
- **Fragebogen für Eltern mit Kindern in Tageseinrichtungen**
- **Eigenständigkeitserklärung**



Fragebogen für LeiterInnen von Tageseinrichtungen für Kinder

Zunächst einige Fragen zu Ihrer Einrichtung.

Name Ihrer Einrichtung:.....

In Ihrer Einrichtung werden insgesamt wie viele Kinder betreut? (Stichtag 1.11.2006)

Kinder unter 1 Jahr	
1-jährige	
2-jährige	
3-jährige	
4-jährige	
5-jährige	
6-jährige	

(Bitte Zahlen eintragen)

In Ihrer Einrichtung sind zum Stichtag 1.11.2006 wieviele Gruppen eingerichtet?

..... Gruppen

Welches Personal ist zum Stichtag bei Ihnen beschäftigt?

Anzahl	Bezeichnung	Wochenstunden	Stundenzahl
	Erzieher/in	Vollzeit	
	Erzieher/in	Teilzeit	
	Ergänzungskraft	Vollzeit	
	Ergänzungskraft	Teilzeit	
	Ehrenamtliche		

(Bitte Sonstige ergänzen)

Wieviele Kinder sind ganztags, wie viele halbtags in Ihrer Einrichtung?

Ganztags.....Kinder Halbtags.....Kinder

Wieviele Kinder haben einen Migrationshintergrund (Kinder, die selbst oder bei denen zumindest ein Elternteil aus einem ausländischen Herkunftsland kommen – unabhängig von der Staatsangehörigkeit)?

.....Kinder

Die folgende Tabelle enthält im wesentlichen die Landesvorgaben zur Entwicklung zu Familienzentren, so wie sie von Päd Quis – einem Institut in Münster – den Piloteinrichtungen vorgegeben wurden.

Wir bitten alle ----- Einrichtungen (sowohl die zukünftigen Familienzentren als auch alle anderen Kitas) anzugeben, welche Angebote bei Ihnen bereits existieren bzw. geplant sind (bitte ankreuzen).

Zielbereiche	existiert bereits seit längerem	wurde/ wird 2006/07 eingeführt	für 2007/08 geplant	für später geplant
1. Bedarfsgerechtere, flexiblere Öffnungszeiten und Angebotsformen in Anbindung an das Familienzentrum				
Von Erzieherinnen geleitete Spielgruppen für unter 3-Jährige				
Eltern-Kind-Gruppen für unter 3-jährige				
Abdeckung von besonderen Öffnungszeiten oder für bes. Zielgruppen (z.B. Beschäftigte bestimmter Betriebe)				
Vermittlung von Tagesmüttern/pflege				
Integration der Kindertagespflege in die Einrichtung				
Angebot bzw. Vermittlung von Notfallbetreuung auch für externe Kinder und auch außerhalb der regulären Öffnungszeiten				
Sonstiges:				
2. Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern				
regelmäßige Angebote (z.B. Programme wie „Starke Eltern – starke Kinder“ o.ä.)				
Besondere Angebote für Väter				
Sonstiges:				
3. Förderung von Elternengagement				
Eltern können selbstorganisierte Aktivitäten durchführen (z.B. Betreiben eines Elterncafés o.ä.)				
Sonstiges:				

Zielbereiche	existiert bereits seit längerem	wurde/ wird 2006/07 eingeführt	für 2007/08 geplant	für später geplant
4. Angebote für Kinder/Stärkung der Bildungskompetenzen				
Etablierung bedarfsgerechter und gezielter Programme				
zusätzliche Bildungsangebote für sozial benachteiligte Familien/Armutproblematik				
gezielte und individualisierte Sprachförderung				
regelmäßige Sprachstandserhebungen				
Früherkennungsprogramme (insbes. Bielefelder Screening)				
Besondere Kleingruppenangebote zur Vorbereitung auf den Grundschulübergang				
Sonstiges:				
5. (Neue) Beratungs- und Bildungsangebote für Familien				
Bekanntheit von Beratungsstellen; Verfügbarkeit eines regionalen „Beratungsratgebers“				
Weitervermittlungsaktivitäten in Form eigener fester Beratungssprechzeiten				
regelmäßige Präsenz von Beratungsstellen in der Einrichtung : (bitte eintragen welche)				
Angebote aus dem Gesundheits- und Bewegungsbereich (bitte eintragen welche)				
andere Angebote mit Stadtteilbezug: (bitte eintragen welche)				
Sprachkurse für Migranteltern				
Interkulturelle Aktivitäten				
Sonstiges:				

Zielbereiche	existiert bereits seit längerem	wurde/ wird 2006/07 eingeführt	für 2007/08 geplant	für später geplant
6. Neue Angebote durch die verstärkte Einbindung von Ehrenamtlichkeit				
Aufbau eines „Pools“ von qualifizierten Ehrenamtlern, die regelmäßige Aktivitäten anbieten				
besondere Etablierung des Bereichs „Lesepaten“, Leseomas und -opas zur sprachlichen Unterstützung, Förderung der Lesefreude usw.				
Sonstiges:				
7. Qualifizierung und Erweiterung des beruflichen Rollenverständnisses bei den LeiterInnen/ErzieherInnen				
Qualifizierung von Führungskräften zu Familienzentrumsmanagerinnen				
Qualifizierung von ErzieherInnen für neue Aufgabenfelder				
Sonstiges:				
8. Sozialraumbezug				
Mitarbeit in Stadtteilgremien				
Initiierung von neuen Angeboten aufgrund spezifischer Stadtteilbedarfe				
..... (bitte eintragen welche)				
Sonstiges:				
9. Kommunikation/Außendarstellung				
Flyer				
Internet-Präsenz				
Regelmäßige Pressearbeit				
Sonstiges:				

Eine letzte Frage. Welche der folgenden Programme/Konzepte setzen Sie ein bzw. planen Sie?

Programm bzw. Konzept	Bereits eingesetzt	Einsatz geplant
Schlaumäuse		
Starke Eltern – Starke Kinder		
Opstapje		
Hören, lauschen, lernen		
LRS Programm		
Wir verstehen uns gut!		
Kein Programm		
Offene Arbeit		
Situationsansatz		

Danke für Ihre Mitarbeit!



Liebe Erzieher/innen,
 bitte nehmen Sie an der folgenden Befragung teil. Den ausgefüllten Fragebogen stecken Sie bitte in den beiliegenden Rückumschlag und werfen Sie ihn in einen Briefkasten – Porto ist bezahlt.
 Prof. Dr. Rainer Dollase und Odette Selders

Der Name Ihrer Einrichtung lautet:.....

Zunächst benötigen wir für Sie eine anonyme Codenummer, da die Erhebung bis Frühjahr 2009 alle 9 Monate wiederholt wird. Mit Hilfe der Codenummer können wir die Veränderung Ihrer Antworten dann genau nachverfolgen, ohne dass wir Ihren Namen wüssten.

Die Codenummer füllen Sie selbst aus:

Ihre Körpergröße in cm (3stellig)			
Ihr Geburtstag (2stellig, nur der Tag, z.B. 24)			
Die letzte Ziffer Ihrer Hausnr. (1stellig)			

Zunächst bitten wir Sie um Ihre Meinung über die Familienzentren. Was halten Sie davon? Zutreffendes bitte ankreuzen (Mehrfachantworten möglich).

Mal abwarten	
Gute Idee	
Nur ein neuer Name für alte Ideen	
Kann man nicht kostenneutral verwirklichen	
Ist für die Eltern gut	
Ist eine Notwendigkeit, weil der Bedarf der Eltern anders und intensiver wird	
Macht die Arbeit der Erzieher/innen abwechslungsreicher und anspruchsvoller	
Machen wir schon lange, ohne es so zu nennen	

Ist eine Überforderung	
Sehe keine Vorteile für mich	
Hilft mir, mich weiterzuentwickeln	
Führt zur Vernachlässigung der pädagogischen Arbeit	
Ist für die Kinder besser	
Ist eine Verschlechterung für die Arbeit der Erzieher/innen	
Eine gute Idee, um die Einrichtung trotz Rückgang der Kinderzahlen betreiben zu können	
Führt zu besserer Qualität der Betreuung, Förderung und Bildung von Kindern	

Und nun zur Zufriedenheit mit Ihrer Arbeit. Geben Sie bitte Schulnoten von 1 = sehr zufrieden bis 6 = völlig unzufrieden für die folgenden Arbeitsbereiche.

Meine pädagogische Arbeit mit den Kindern Note:	Die Zusammenarbeit im Team Note:	Das Verhältnis zum Träger Note:	Die Arbeit mit Programmen Note:
Meine Arbeitszeiten Note:	Die Zusammenarbeit mit den Eltern Note:	Meine letzten Fortbildungen Note:	Meine organisatorische Arbeit in der Einrichtung Note:
Meine Möglichkeiten, selbst beruflich etwas zu gestalten Note:	Unterstützung durch das Jugendamt Note:	Die Reformen der Kitas Note:	Die Abwechslung in meiner Arbeit Note:

Für wie wichtig halten Sie folgende mögliche oder bereits existierende Angebote in den Tageseinrichtungen für Kinder? Geben Sie Schulnoten von 1 = sehr wichtig bis 6 = völlig unwichtig.

Betreuungs- und Bildungsangebote für Kinder unter 3 Jahren Note:	Betreuung von Kindern zu ungewöhnlichen Zeiten (abends, am Wochenende, z.B. für Schichtarbeiter/innen) Note:	Beratung von Eltern in Erziehungsfragen Note:	Durchführung von Elternkursen zu Erziehungsfragen Note:
Angebote, die von den Eltern selbst gemacht werden (z.B. Elterncafé) Note:	Sprachförderung, Sprachstandserhebung und Früherkennungsprogramme Note:	Besondere Arbeit mit Migrantenfamilien Note:	Präsenz von Beratungsstellen in der Kita Note:
Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren/innen Note:	Besondere Angebote für die Leute im Stadtteil Note:	Vorbereitung der Kinder auf die Schule Note:	Treffpunkte für Eltern in den Kitas Note:

Welche besonderen Angebote für Familien halten Sie in Ihrer Tageseinrichtung darüber hinaus für notwendig?
(z.B. Alleinerziehenden-Treffs; Väter-Koch-Gruppen o.ä.)

Das war´s. Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit!



Liebe Eltern,
 bitte nehmen Sie an der folgenden Befragung teil. Den ausgefüllten Fragebogen stecken Sie bitte in den beiliegenden Rückumschlag und werfen Sie ihn in einen Briefkasten – Porto ist bezahlt.
 Prof. Dr. Rainer Dollase und Odette Selders

Fragebogen für Eltern

Der Name der Einrichtung Ihres Kindes/Ihrer Kinder lautet:.....

Zunächst benötigen wir für Sie eine anonyme Codenummer, da die Erhebung bis Frühjahr 2009 alle 9 Monate wiederholt wird. Mit Hilfe der Codenummer können wir die Veränderung Ihrer Antworten dann genau nachverfolgen, ohne dass wir Ihren Namen wüssten.

Die Codenummer füllen Sie selbst aus:

Ihre Körpergröße in cm (3stellig)			
Ihr Geburtstag (2stellig, nur der Tag, z.B. 24)			
Die letzte Ziffer Ihrer Hausnr. (1stellig)			

Zunächst zur Zufriedenheit mit der Einrichtung/der Kita Ihres Kindes. Geben Sie bitte Schulnoten von 1 = sehr zufrieden bis 6 = völlig unzufrieden für die folgenden Bereiche.

Meine Zufriedenheit mit der Kita Note:	Die anderen Eltern Note:	Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der verantwortlichen Leitung in der Kita Note:	Mein Verhältnis zu den Erzieherinnen in der Gruppe meines Kindes Note:
Die Öffnungszeiten der Kita Note:	Die Zeit, die die Erzieherinnen für mich haben Note:	Die Freundlichkeit der ErzieherInnen Note:	Wie man sich um mein Kind kümmert Note:
Meine Möglichkeiten, in der Kita selber mitzuarbeiten, wenn ich will Note:	Die Bildungsarbeit mit meinem Kind Note:	Die Angebote für Eltern und Familien in der Kita Note:	Die Familienfreundlichkeit der Stadt ----- Note:

Welche der folgenden möglichen Angebote in einer Kita sind für Sie persönlich wie wichtig? Geben Sie Schulnoten von 1 = sehr wichtig bis 6 = völlig unwichtig.

Betreuungs- und Bildungsangebote für Kinder unter 3 Jahren Note:	Betreuung von Kindern zu ungewöhnlichen Zeiten (abends, am Wochenende, z.B. für SchichtarbeiterInnen) Note:	Beratung von Eltern in Erziehungsfragen Note:	Durchführung von Elternkursen zu Erziehungsfragen Note:
Angebote, die von den Eltern gemacht werden (z.B. Elterncafé) Note:	Sprachförderung, Sprachstandserhebung und Früherkennungsprogramme Note:	Besondere Arbeit mit Migrantenfamilien Note:	Engere Zusammenarbeit mit Beratungsstellen in der Kita Note:
Mitarbeit von ehrenamtlichen Senioren/innen Note:	Besondere Angebote für die Leute im Stadtteil Note:	Vorbereitung der Kinder auf die Schule Note:	Treffpunkte für Eltern in Kitas Note:

Welche besonderen Angebote für Familien wünschen Sie sich in Ihrer Tageseinrichtung darüber hinaus?
(z.B. Alleinerziehenden-Treffs; Väter-Koch-Gruppen o.ä.)

Das war´s. Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit!

Eigenständigkeitserklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbständig verfasst und außer den aufgeführten keine anderen Quellen und Hilfsmittel verwendet habe.

Soweit aus den im Literaturverzeichnis angegebenen Werken Stellen im Wortlaut oder Sinn entnommen sind, sind sie in jedem Fall unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Bielefeld, 15.08.2014
